

Münchner Feuilleton

| KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE |

FEBRUAR · NR. 93 · 1. 2. 2020 – 28. 2. 2020 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de

NESSIT HEIHOZEN STLIEGEN

Wer schläft, sündigt nicht. Wer sich nicht bewegt,
steht niemandem im Weg. Wäre das ein Zukunftsmodell
für München?

Grafik: Uta Pihan

So viele Menschen auf Münchens Straßen: Florian Welle und Ralf Dombrowski plädieren fürs Innehalten (S. 2-3) || **Filmmachen ist Heimat:** Thomas Lassonczyk traf Anna Hepp, die ein Filmportrait über den »Heimat«-Schöpfer Edgar Reitz realisiert hat (S. 4) || **Es lebe die Hausmeisterin!** Dirk Wagner würdigt die verstorbene Volksschauspielerin Veronika Fitz (S. 5) **Totale Inklusion:** Silvia Stammen hat Lucy Wilke und Pawel Dudus bei der Probenarbeit besucht (S. 9) || **Schön Anders:** Thomas Betz sprach mit Ceren Oran über ihr neues Kinderstück (S. 15) || **Unverzichtbarer Stockschwamm:** Julie Metzdorf staunt, was man mit Ton alles anstellen kann (S. 18) || **Wild:** Erika Wäcker-Babnik schickt uns mit Judith Egger auf die Pirsch (S. 20) || **Mehr Zukunft, bitte:** Joachim Goetz war schon im München von morgen (S. 22) || **Klangbilder:** Klaus Kalchschmid geht mit dem Jewish Chamber Orchestra ins Kino (S. 23) || **Spottlustig:** Petra Hallmayer hat Annette Kolbs Briefe gelesen (S. 27) || **Ängstliche Verleger:** Maximilian Sippenauer fragt nach der Stimmung in der E-Book-Landschaft (S. 30) **Schnaps und Brot:** Franz Adam geht auf eine Messe für Hochprozentiges, Sofia Glasl zum Bäcker (S. 31) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne || **Impressum** (S. 2)



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

LUSTVOL

Davon kann man lesen und träumen.

Die Fortbewegung nicht nur in der Stadt wird gefühlt von Tag zu Tag ein unmöglicheres Unterfangen. Verkehrsmittel und ihre Benutzer kommen sich zunehmend in die Quere. Florian Welle blickt aus einer besonderen Perspektive auf das Durcheinander: Er begibt sich auf einen nicht ganz vollständigen Streifzug durch die (literarische) Geschichte des Gehens.

FLORIAN WELLE

Autos, Radfahrer, E-Roller, Fußgänger: Der öffentliche Raum scheint heute so umkämpft wie nie zuvor. Blättert man jedoch ein wenig in der Literatur der Moderne, dann stellt man fest, dass spätestens mit dem Aufkommen des Automobils, eigentlich schon mit der Zunahme des Droschkenverkehrs und der damit einhergehenden Häufung von Verkehrsunfällen, die feindselige Konkurrenz zwischen Fußgänger und Mobilist begonnen hat. Also keineswegs ein neues Phänomen ist. So schildert Robert Walsers in seiner hinreißenden Geschichte »Der Spaziergang« die Begegnung mit einem Autofahrer. Es ist eine Szene, die in unseren feinstaubbelasteten Zeiten aktueller nicht sein könnte – und doch bereits vor über hundert Jahren zu Papier gebracht wurde.

»Leuten, die in einem saulenden, staubaufwerfenden Automobil sitzen«, empört sich dort der gemessen vor sich hin schreitende Ich-Erzähler, »zeige ich immer mein böses und hartes Gesicht, und sie verdienen auch kein besseres.« Freilich erkennt auch er schon die Nutzlosigkeit seines trotzig-kindlichen Unterfangens: »Und wegen dieser Worte wird das Automobilfahren sicher nicht mit einmal aufhören nebst luftverderbendem üblem Geruch, den sicherlich niemand besonders hochschätzt und liebt (...) Schluss und nichts für ungut. Und nun weiterspaziert. Himmlisch schön und gut und uralt einfach ist es ja, zu Fuß zu gehen.«

Schön kann das Promenieren durchaus sein. Das wussten schon die Flaneure des 19. Jahrhunderts, die mit Edgar Allan Poe (und seiner Erzählung »The Man of the Crowd«) das städtische Territorium als ihre ureigenste Bühne eroberten. Oder dieses, wie die Dandys, gleich als Ort nutzten, um ihre Ablehnung gegen die Beschleunigung der Lebens- und Arbeitswelt (ja, das empfand man schon damals so) zur Schau zu stellen. Glaubt man Walter Benjamin, dann drosselten sie ihre Schrittgeschwindigkeit durch das Mitführen einer Schildkröte, bis sie, aus Sicht der bürgerlichen Moral, ganz und gar nutzlos herumstanden. Der Weg vom Flaneur zum Streuner ist nicht

weit. Das weiß auch Walsers Spaziergänger, wenn er plaudert: »Indem ich wie ein besserer Strolch, feinerer Vagabund und Tagedieb oder Zeitverschwender und Landstreicher so des Weges ging ...«

Doch seit Walsers Zeiten haben sich die Städte immer mehr verdichtet, sind neue Verkehrsteilnehmer hinzugekommen, die dem Fußgänger nicht nur als E-Rollerfahrer auf den letzten Metern ihres Heimwegs das Leben stetig schwerer machen. Gerne hätte man gelesen, was der im vergangenen November im Alter von 92 Jahren verstorbene Ernst Augustin zu all dem gesagt hätte. Hat doch dieser fantastisch doppelböhrige Schriftsteller schon Anfang der Nullerjahre in Anspielung auf Émile Zola die Erzählung »Ich klage an« verfasst, in der er sich als passionierter Fußgänger mit nicht ganz legalen, jedoch urkomisch zu lesenden Tricks gegen Münchner Radelrambos zur Wehr setzt. Nämlich mit einer »präparierten Brille mit kleinem eingeklebten Spiegel« – um die heranrasenden Radfahrer frühzeitig zu bemerken; und mit einem »Stockschirm mit Zwinge, Krücke und schwarzer strammer Wickelung« in Händen – um diesen wie unbeabsichtigt (»Vielleicht habe ich den verdammten Stockschirm etwas so schräg gehalten?«) in die Speichen des vorbeiziehenden Radfahrers zu rammen: »Was man aber nicht sehen konnte, war das dünne Stahlrohr, das ich über den Holzstock geschoben hatte ...«

Wer zu Fuß geht, lebt gefährlich. Laut Sicherheitsstudie der Allianz von 2019 liegt hierzulande der Anteil der Fußgänger an den im Straßenverkehr Getöteten bei 14 Prozent. Generell, und in freier Natur allzumal, liegen die Vorteile aber auf der Hand. Was man derzeit so gut wie in jeder Zeitschrift (oder auch im Internet z.B. auf der Homepage des Fachverbands Fußverkehr Deutschland »Fuss e.V.«) lesen kann, dass nämlich die positiven Effekte des Gehens von der Verlangsamung einer beginnenden Demenz über die Reduzierung von Stress- und Depressionssymptomen bis zur Absenkung des Krebsrisikos reichen, war Søren Kierkegaard schon im 19. Jahrhundert bewusst. »Nichts was ich im Leben erdacht habes«, so der Philo-

soph, »habe ich im Sitzen erdacht.« Noch heutiger klingt, was sein amerikanischer Zeitgenosse Henry David Thoreau in dem Essay »Vom Spazieren« schrieb: »Ich glaube, dass ich meine körperliche und geistige Gesundheit nur bewahre, indem ich täglich mindestens vier, gewöhnlich jedoch mehr Stunden damit verbringe, absolut frei von allen Forderungen der Welt durch den Wald und über Hügel und Felder zu schlendern.« Vertraut man den jüngsten Studien, müssen es jedoch gar keine Stunden sein. Täglich eine halbe Stunde spazieren zu gehen kann demnach schon Wunder wirken. Natürlich nur, ohne dabei auf das Handy zu blicken und sich damit der Bildung des berühmten Smartphone-Nackens entgegenzudaddeln.

Die Übergänge vom Gehen zum Wandern sind fließend, und Zeit ist bekanntlich relativ. Die jüngste Mode sind Weitwanderungen in der Tradition früherer Pilgerfahrten. Der bekannteste Weitwanderweg dürfte daher immer noch der Jakobsweg sein. Johann Gottfried Seume, der im Dezember 1801 in Leipzig den Zurückgebliebenen sein »Ich bin dann mal weg« zurief, um sich zu Fuß nach Syrakus aufzumachen, hätte freilich über das sportliche Weitwandern milde gelächelt. Er bezeichnet seinen Reisebericht, der erstmals 1803 in Braunschweig erschien, bescheiden als »Spaziergang«, von dem er dem Leser »nur freundschaftlich« erzählen will, »was ich sehe, was mich vielleicht beschäftigt und wie es mir geht«. Ob eine halbe Stunde oder tagelanges Wandern: Für beides gilt der Buchtitel des Philosophen Albert Kitzler »Vom Glück des Wanderns«. Es ist nur eine von mehreren Veröffentlichungen, die jüngst das Gehen als körperliches, mentales und zuletzt spirituelles Therapeutikum regelrecht gefeiert haben. Zu ihnen gehört auch »Gehen. Weiter gehen. Eine Anleitung« des Abenteurers, Verlegers und Schriftstellers Erling Kagge. Das kluge Buch beginnt mit einer Einlassung, die Robert Walsers Ausspruch »uralt einfach ist es ja, zu Fuß zu gehen« präzisiert: »Seit unsere Vorfahren vor 70.000 Jahren aus Ostafrika auswanderten, handelt unsere Geschichte vom Gehen.« Und nun spaziert! ||

Da geht noch was!

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsner.

Projektleitung | Vi.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau | **Vertrieb** Ulrich Rogun
Anzeigen Christiane Pfau

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG | www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** Sylvie Bohnet, Cathrin Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe
Franz Adam (fa), Clea Albrecht (ca), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Stefan Frey (sf), Sofia Glasl (sog), Joachim Goetz (jog), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sha), Klaus Hübner (kh), Klaus Kalchschmid (kk), Wolf Kampmann (wk), Ulrich Kirstein (uk), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Hannes S. Macher (hsm), Julie Metzendorf (jum), Ulrich Möller-Arnberg (uma), Jürgen Moises (jmo), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Maximilian Sippenauer (ms), Silvia Stamm (sst), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung
Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00 | GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

FLANNIEREN

In der Realität geht es auf den Münchner Straßen für alle Verkehrsteilnehmer anders zu.

RALF DOMBROWSKI

Wer in Kopenhagen Fahrrad fährt, hat Vorrang. Für rund 40 Prozent aller Stadtfahrten wird dort in die Pedale getreten. Wer in Utrecht mit dem Rad unterwegs ist, hat am Bahnhof 12.500 Stellplätze zur Verfügung, um sein Gefährt zwischenzulagern. Raum genug, um multimodal, also mit nach Situation wechselnden Verkehrsmitteln unterwegs zu sein. Wer sich in Luxemburg öffentlich bewegt, kann seinen Geldbeutel gar stecken lassen.

Bewegung im Allgemeinen und Radfahren im Speziellen ist in München hingegen, vorsichtig gesagt, ein Abenteuer. Einerseits verkehrstechnisch, weil so mancher Radweg plötzlich auf Gehwegen, der Fahrbahn oder in Baustellen endet, aber auch mental, weil um den fehlenden Platz alle gegen alle kämpfen. Laut dem von dem Versicherungsexperten Coya in Auftrag gegebenen »Fahrradindex 2019« landet München auf Platz 41 von 50 untersuchten deutschen Städten, gerade einmal zehn Prozent der Münchner nutzen das Fahrrad regelmäßig, und das, obwohl laut Studie des Bündnis Radentscheids 2019 auch wirtschaftlich alles für das Bike als Fortbewegungsmittel spricht. Im Vergleich kostet ein mit dem Auto zurückgelegter Weg mehr als das Dreifache, als würde man ihn mit dem Fahrrad zurücklegen. Und mehr als das Zehnfache im Vergleich zu Fußgängern. Da schlägt die Stunde der Statistiker.

Der Stadtraum ist überfordert mit der Gegenwart. Ein Vorschlag für ein Münchner Modell.



Im Kern jedoch geht es um Haltung im Wechselspiel der Ansprüche. Bewegung im Stadtraum wird komplexer. Die Zahl der Verkehrsteilnehmer und der Verkehrsmittel bis hin zu an jeder Ecke herumliegenden Elektrorollern nimmt zu. Das Auto ist ein zentraler Bestandteil der deutschen Wirtschafts- und Kulturschicht, einschließlich des damit verbundenen Wohlstands- und Legitimitätsdiskurses, also schlecht wegzudiskutieren und noch schwieriger in den Köpfen zu ersetzen. Das Zeitbudget für Beförderung ist außerdem gesunken. Die Bequemlichkeit hingegen steigt, und das kollidiert mit dem Bedürfnis nach individuell-authentischer Fortbewegung, die auch idealerweise noch zukunfts-tagskompatibel sein sollte. Und mit-tendrin Münchner und Münchnerinnen auf der Suche nach dem Stadtraum, der eben jene Gelassenheit ermöglicht, die man ihrer Spezies unterstellt. Zu Fuß? Fahrrad? Scooter? Nahverkehr? Auto? Elektrisch oder schmutzig? Konfus, entscheidungsüberlastet? Die nächste Protestbewegung, Protesterstarrung ist absehbar. Stehen, sitzen, liegen für die Zukunft. Wer sich nicht bewegt, kommt zwar nicht voran, macht aber auch nichts oder nur wenig kaputt. Das Autostabil, das Stehrad, Stabilitätskonzepte als Perspektive. Ein Wachstumsmarkt des Immobilien, traditionell und autoreferentiell. Ein Münchner Modell! Auf das Fragezeichen verzichten wir an dieser Stelle. ||

Im Haifischbecken

Zahlen zum Münchner Verkehr.

Radwege in München: ca. 1.200 km

Geschätzte Zahl der täglichen Radler: ca. 300.000

Zugelassene E-Scooter im Jahr 2019: ca. 10.000

Zugelassene Pkw am 31.12.2018: ca. 715.000

Verkehrsunfälle 2018: 54.558 (Anstieg zu 2017: 2,5 %)

Verkehrsunfälle mit Personenschaden: 7.791, davon 801 Schwerverletzte (zwei Drittel Fußgänger und Radfahrer)

Verkehrstote: 26, davon 14 Fußgänger und Radfahrer

Verkehrsunfälle mit Fußgängern: 768, 140 davon schwer. Die Hälfte der Fußgängerunfälle wurde von den Fußgängern verursacht.

Verkehrsunfälle mit Radfahrern: 3.297.

Dabei wurden 2.933 Radfahrer verletzt, 381 mehr als im Jahr 2017. Die Zahl der schwer verletzten Radfahrer erhöhte sich um 23 auf 333. Zehn Radfahrer, und damit doppelt so viele wie im Vorjahr kamen ums Leben.

Verkehrsunfälle mit Pedelec-Fahrern: 86.

Insgesamt wurden dabei 99 Personen verletzt, 21 davon schwer. Ein Pedelec-Fahrer starb. Unter den Pedelec-Fahrern befanden sich 37 Senioren.

Bei über der Hälfte der Radfahrerunfälle sind die Radfahrer die Hauptverursacher. Nach wie vor werden die Radfahrer aber auch von abbiegenden Kraftfahrern übersehen. Bei jedem achten Unfall mit Radfahrern hat der Pkw- oder Lkw-Fahrer beim Rechtsabbiegen den Radfahrer übersehen.

Verkehrsunfälle mit Senioren ab 65 Jahren: 4.176.

Dabei wurden 911 Senioren verletzt, das sind 14 % mehr als 2017. Zehn Senioren kamen ums Leben. Fast zwei Drittel der Unfälle, an denen sie beteiligt waren, wurden durch die Senioren verursacht.

Verkehrsunfälle mit Motorradfahrern: 710.

Dabei wurden 564 Motorradfahrer verletzt, davon fünf tödlich. Wie im bayernweiten Vergleich war fast jeder fünfte getötete Verkehrsteilnehmer ein Motorradfahrer.

Zahl der Alkoholunfälle: 488,

dabei 227 Verletzte, vier mit Todesfolge.

Schulwegunfälle: 2018 wurden bei 150 Unfällen 154 Schüler verletzt und ein Kind getötet.

Ablenkung: Während im Jahr 2009 noch 3.399 Auffahr-unfälle von der Münchner Polizei aufgenommen wurden, waren es im letzten Jahr mit 9.916 fast dreimal so viele. Jeder zehnte tödliche Unfall ist mittlerweile auf Ablenkung zurückzuführen.



Freiraum durch Bilder: Anstatt auf starre Doku-Konventionen setzt Filmemacherin Anna Hepp auf ein Filmkonzept, bei dem die künstlerischen Mittel miteinander im Einklang sind. Im Bild ist sie neben Edgar Reitz im berühmten Essener Kino Lichtburg zu sehen. | © deja-vu film

»Filmemachen ist Heimat«

Mit ihrer formal wie inhaltlich unkonventionellen Dokumentation »800 Mal einsam – Ein Tag mit dem Filmemacher Edgar Reitz« setzt Anna Hepp der Ikone des Jungen Deutschen Films ein ebenso würdiges wie visuell bestechendes Denkmal.

THOMAS LASSONCZYK

Er war 1962 einer der 26 Unterzeichner des legendären Oberhausener Manifests, gehörte somit zu den Wegbereitern des Jungen Deutschen Films, jenen Regisseuren also, die »Papas Kino« für tot erklärten und damit die soziopolitische Wende deutscher Filmkultur nach dem Zweiten Weltkrieg einleiteten. Bekannt wurden indes zunächst andere, Wim Wenders etwa und Werner Herzog, Alexander Kluge und Rainer Werner Fassbinder. Reitz dagegen musste auf nationale wie internationale Anerkennung sehr lange warten, auf dem Weg dorthin zahlreiche Rückschläge verkraften. Erst Anfang der 1980er Jahre schaffte der am 1. November 1932 im Hunsrückstädtchen Morbach geborene Filmemacher seinen Durchbruch, mit der stark autobiografisch gefärbten, elfteiligen Fernsehserie »Heimat«, der er 1988 »Die Zweite Heimat« und 2003 »Heimat 3 – Chronik einer Zeitenwende« folgen ließ. Weitere zehn Jahre später brachte ihm der Mitte des 19. Jahrhunderts angesiedelte Film »Heimat – Chronik einer Sehnsucht«, in dem er sich erneut mit den Ereignissen in einem Dorf im Hunsrück auseinandersetzte, den Deutschen Filmpreis für die beste Regie und das beste Drehbuch ein.

Jetzt hat die aus dem nordrhein-westfälischen Marl stammende Regisseurin Anna Hepp, die an der Kunstschule für Medien Köln studierte, den renommierten Filmemacher porträtiert und eine Annäherung an den als nicht leicht zugänglich berüchtigten Menschen versucht. »800 Mal einsam – Ein Tag mit dem Filmemacher Edgar Reitz« nennt sie ihre Dokumentation, die sich mit ihren sorgfältig komponierten, visuell ansprechenden Schwarz-Weiß-Bildern (eine Reverenz an Reitz, der oft und gern in S/W drehte) sowie Zeitraffern und extremen Detailaufnahmen selbst wie ein kleines Kunstwerk anfühlt. Dabei war sie sich indes der Gefahr bewusst, dadurch den Fokus auf den zu Porträtierten verlieren zu können: »Das ist eine Gratwanderung. Aber ich habe alle Komponenten gleich ernst und wichtig genommen, versucht, alles auf gleiche Augenhöhe zu bringen.« Im Gegensatz zu vergleichbaren, eher konventionellen Dokumentationen verzichtet Hepp bis auf wenige Ausnahmen auf Filmausschnitte aus dem Œuvre des Künstlers und auf Originaltöne von Wegge-

fährten, Freunden oder Kollegen, die sich zu Reitz äußern. Für die Filmemacherin eine ganz bewusste Entscheidung: »Für mich geht es auch um die Frage, wie sich Handwerk und Kunst in Einklang miteinander bringen lassen und sich gegenseitig bereichern. Ein guter Film sollte in meinen Augen komplett auf Filmzitate verzichten und einen eigenen Blick kreieren können. Außer, es ist ein Film wie »Beuys«, der genau auf dem Konzept beruht, ausschließlich aus Filmzitatengestaltet zu werden. Das Medium Film ist für mich ein wunderbares Ausdrucksmittel weit über die Grenzen des Abbildbaren hinaus.«

In »800 Mal einsam – Ein Tag mit dem Filmemacher Edgar Reitz« werden keine Zahlen, Daten und Fakten heruntergebetet, Hepp reiht auch nicht einen Interviewausschnitt an den anderen, schafft vielmehr immer wieder Freiraum durch atmosphärische, mit sphärischen Klängen unterlegte Bilder, die dem Betrachter Zeit geben, das Gehörte wirken zu lassen, etwa Reitz-Zitate wie »Film ist wie ein Magnetfeld, alles richtet sich danach aus«, »Die Welt ist ein Produkt der Fantasie« oder »Meine Filme sagen: Das ist das Leben«. Darüber hinaus spricht Reitz auch über große Niederlagen, wie das durch eine »Spiegel«-Kritik ausgelöste wirtschaftliche Debakel von »Der Schneider von Ulm«, nach dem sich der Regisseur »finanziell ruiniert und moralisch am Boden« sah. Und an anderer Stelle spart er auch nicht mit harscher Kritik, wenn er etwa den WDR beschuldigt, er habe seine öffentlich-rechtliche Pflicht, Talente zu fördern, nicht erfüllt. Während des Gesprächs sitzt oder geht Anna Hepp aufmerksam neben ihm, zum Beispiel im Kino (gedreht wurde in der beeindruckend-palastartigen Lichtburg in Essen) oder bei einem Waldspaziergang. Durch dieses Nebeneinander gibt es allerdings so gut wie keinen Augenkontakt, es entsteht eine merkwürdige Distanz zwischen Interviewerin und Interviewtem. Auch das eine ganz bewusste Entscheidung, so Hepp: »Es sollten keine klassischen Interviewsituationen entstehen, eher ein Gespräch der Generationen gestaltet werden, ein Zuhören, ein gemeinsames Nachdenken, ein Lehrer-Schüler-Verhältnis: ein der Erfahrene spricht, die Unerfahrene, Neugierige hört zu.«

Die ausgebildete Fotografin, Jahrgang 1977, arbeitet bei ihrem Reitz-Porträt noch mit einem weiteren Stilmittel, das eher ungewöhnlich für eine Dokumentation ist: Sie bindet das Filmteam ein, man sieht also die Tonfrau mit ihrer Angel, die Beleuchter mit ihren Lampen, und auch den Kameramann, der sich sogar aktiv in das Gespräch einschaltet und selbst Fragen an den Regisseur richtet. Genau dieses Filmemachen sichtbar zu machen war, so Hepp, »von Anfang an wichtig für mein Porträt über Edgar Reitz, der für das Filmemachen steht. Darin liegt seine Leidenschaft, sein ganzes Tun konzentriert sich auf das Machen, weniger auf seine Person. Das wollte ich natürlich zeigen, stellvertretend. Das bringt uns zusammen: die Liebe und die Leidenschaft für das Filmen. Das ist für mich ein wichtiger Aspekt, wenn man als Filmemacherin einen Film über einen Filmemacher dreht. Darüber hinaus wollte ich »spielen«, experimentieren, etwas ausprobieren, um bei einer Länge von 84 Minuten Kontraste zu schaffen und Abwechslung, Unerwartetes zu gestalten.« Genau das ist Anna Hepp überwiegend gelungen. Eine Ehre wurde ihrem Werk schon zuteil, es lief 2019 im Programm der Internationalen Filmfestspiele von Venedig, jenem Festival, auf dem Reitz einst mit seiner »Heimat«-Trilogie seine größten Triumphe feierte. Jetzt kommt »800 Mal einsam – Ein Tag mit dem Filmemacher Edgar Reitz« regulär in die deutschen Kinos. Und obwohl Hepp zugibt, dass Reitz, der manchmal so Unbequeme, es ihr nicht leicht gemacht hat (»Das hat mich herausgefordert und daran konnte ich mich weiterentwickeln«), könnte sie sich durchaus vorstellen, auch zukünftig weitere Filmemacher des Neuen Deutschen Films zu porträtieren. Denn, so die Regisseurin abschließend, »Filmemachen ist für mich Heimat. Das Tun mehr als das fertige Produkt.«

800 MAL EINSAM – EIN TAG MIT DEM FILMEMACHER EDGAR REITZ

Dokumentarfilm | Deutschland 2019 | Produktion, Regie & Idee: Anna Hepp | Mit: Edgar Reitz & Anna Hepp | Länge: 84 Minuten
Kinostart: 5. März

Charme der Vielschichtigkeit

Die Schauspielerin Veronika Fitz ist im Alter von 83 Jahren gestorben. Eine Würdigung.

DIRK WAGNER

»Lieber Gott, sollte ich jemals berühmt werden, dann bitte ganz langsam«, hatte die junge Veronika Fitz zu Beginn ihrer Schauspielkarriere als Wunsch in ihr Tagebuch geschrieben. Als »ein neuer Stern am Volkstheaterhimmel« hatte man sie damals nämlich in der Münchner Presse gefeiert. Alle anderen würde die junge Schauspielerin, die gerade ihre Ausbildung an der Otto Falckenberg Schule absolviert hatte, an die Wand spielen, jubelten die Theaterkritiker. Doch der jungen Schauspielerin wollten solche Lobpreisungen gar nicht gefallen. Vielmehr stürzten sie die junge Frau ein weiteres Mal in die Depression, wie Fitz später in Interviews zu erklären versuchte. Schon als »scheues, dickliches Kind«, als welches sie sich selbst empfunden hatte, hätte sie sich wegen ihrer sogenannten »hektischen Flecken« geschämt: Hautrötungen, die sie bekam, wann immer sie aufgeregt war. Zu allem Übel hatte ein Priester ihr solche Rötungen dann auch noch damit erklärt, dass sie »die Scham der Welt« auf sich genommen hätte. Wer aber mit solcher Scham der Welt belastet ist, will gar nicht erst ins Rampenlicht.

Andererseits war in der Welt der Veronika Fitz nichts allgegenwärtiger als solches Rampenlicht. Im März 1936 wurde sie nämlich in Dießen am Ammersee als achttes Kind der Opernsängerin Ilse Fitz und des Bühnenautors, Regisseurs und Schauspielers Hans Fitz in eine regelrechte Künstlerfamilie hineingeboren. Dort hatte Fitz es schon als Kind genossen, im Kindertheater ihrer Mutter auf der Bühne zu stehen und in Theaterstücken ihres Vaters zu spielen. Zum Beispiel den König Drosselbart, dessen Text sie noch Jahrzehnte später in Werner Schmidbauers Fernsehsendung »Gipfeltreffen« aus dem Stegreif rezitieren konnte. Zu dem Zeitpunkt durfte sie bereits auf eine beachtliche Schauspielkarriere zurückblicken, die sich ganz im Sinne ihrer Tagebuchnotiz herrlich unspektakulär, doch dafür stetig vor allem in Kleinst- und Nebenrollen entwickelte. Etwa als Zofe an der Seite von Senta Berger, Klaus Maria Brandauer und Michael Heltau in Rudolf Noeltes »Tartuffe«-Inszenierung Ende der siebziger Jahre an der Wiener Burg. In Filmkomödien wie Kurt Hoffmanns »Das Wirtshaus im Spessart« Mitte der fünfziger Jahre. Oder in verschie-

denen Fernsehproduktionen wie »Funkstreife Isar 12«, »Polizeiinspektion 1« oder »Tatort«. Darüber hinaus war sie in den siebziger Jahren Ensemblemitglied der Münchner Kammerspiele. Und außerdem arbeitete sie fürs Münchner Volkstheater und für das Bayerische Staatsschauspiel.

Stets schien sie dabei ihre Rollen mehr zu leben als zu spielen, so sehr glichen die von ihr gespielten Figuren am Ende gar ihr selbst. Etwa die von den Nationalsozialisten begeisterte Malwine Sittinger in der 1979er Oskar-Maria-Graf-Verfilmung »Anton Sittinger« an der Seite von Walter Sedlmayr. Weil im wirklichen Leben ihre eigene Mutter auch eine Verehrerin Hitlers gewesen war, hätte sie, die Ende der sechziger Jahre selbst aktiv den Wahlkampf für den sozialdemokratischen Bundeskanzler Willy Brandt mitgestaltet hatte, schon früh erkannt, dass nicht alle Nationalsozialisten von Grund auf böse waren, erklärte Fitz einmal selbst den Umstand, wie erschreckend sympathisch sie ihre Rolle der nationalsozialistischen Ehefrau unter der Regie von Rainer Wolffhardt angelegt hatte. Kein menschenverachtendes Monster verteidigte da ihrem überzeugt unpolitischen Gatten gegenüber ein Unrechtsregime, sondern eine liebende, gutmütige Frau, die kleinbürgerlich lediglich dem eigenen Wohlergehen mit einer Parteimitgliedschaft ihres Mannes ein wenig auf die Sprünge helfen mochte.

Eigentlich hätte man Fitz schon für solche vielschichtige Darstellung den Adolf-Grimme-Preis verleihen müssen. Doch dieser Fernsehpreis wurde ihr erst 1990 für ihre Darstellung der Martha Haslbeck in der 1987 urgesendeten ersten Folge der BR-Serie »Die Hausmeisterin« verliehen. Dabei war diese Rolle ursprünglich der Schauspielerkollegin Ruth Drexel zgedacht gewesen. Doch die spielte zu der Zeit lieber die Weißwurst-Paula in der Bogner-Serie »Zur Freiheit«. Also spielte Fitz in drei Staffeln jene Hausmeisterin aus Haidhausen, die die Fernsehnation ob ihrer vorbildlichen Selbstständigkeit und ihrer gleichzeitigen emotionalen Zerbrechlichkeit liebevoll in ihren Bann zog. Damit erntete die nunmehr bereits 50-jährige Fitz endlich jenen Ruhm, von dem sie sich in jungen Tagen ja auch gewünscht hatte, dass er nur ganz langsam



Veronika Fitz in ihrer Paraderolle als »Die Hausmeisterin«. Die Kultserie brachte ihr späten Ruhm ein. | © Bayerischer Rundfunk

kommen möge. Immerhin zeigte sich die ältere Fitz mittlerweile bereit dafür. Doch nicht einmal der Grimme-Preis konnte ihr weitere wirklich große Rollen vermitteln. Ab nun würde sie in der Öffentlichkeit immer diese selbstbewusste, sich emanzipierende Hausmeisterin sein, auch wenn sie jenseits davon aus finanziellen Gründen noch in diversen anderen Fernsehproduktionen auftrat. In »Ein Bayer auf Rügen« zum Beispiel oder in »Forsthaus Falkenau«. Nichts also, worauf sie besonders stolz war. Zumindest deuten das Interviews an, in denen Veronika Fitz so aufrichtig und selbstbewusst erschien, als habe sie sich endgültig in die einst von ihr gespielte Haidhauser Martha verwandelt. Nach einem schweren Sturz zog die in Folge hilfsbedürftige Fitz schließlich nach Prien am Chiemsee in die Nähe ihrer Tochter, der Drehbuchautorin Ariela Bogenberger. Dort lebte sie zurückgezogen. Am Donnerstag, den 2. Januar starb Veronika Fitz im Alter von 83 Jahren. ||

Anzeige

BÜRGERHAUS PULLACH

Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

Theaterabo

19. März 20 Uhr
Leben Eduards des II. von England
(Marlowe, Brecht, Feuchtwanger), Neues Globe Theater

27. April 20 Uhr
Mutter Courage und ihre Kinder (Brecht), Landestheater Schwaben

13. Mai 20 Uhr
Così fan tutte (W.A. Mozart), Kammeroper München

14. Juli 20 Uhr
Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke (Meyerhoff)
Metropoltheater München

Klassikabo

11. März 20 Uhr
Gábor Boldoczki (Trompete), Franz Liszt Kammerorchester

07. Mai 20 Uhr
Brentano String Quartet

20. Mai 20 Uhr
Eldbjörg Hemsing (Violine)
und **Julien Quentin** (Klavier)

30. Juni 20 Uhr
Hagen Quartett

Foto: Eduard II. von England, Philipp Plum



Neue Abos



Von oben nach unten: Laura Dern, Saoirse Ronan, Eliza Scanlen, Emma Watson und Florence Pugh in Greta Gerwigs Neuauflage der »Little Women« | © Sony Pictures

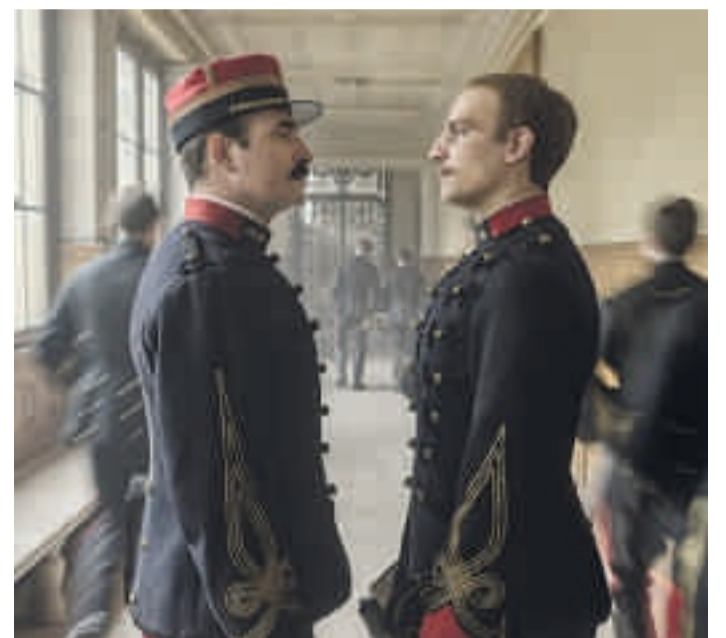
Kleine Frauen ganz groß

Greta Gerwig macht aus dem Familienroman »Little Women« ein großartiges Künstlerinnen-Manifest. Derweil pflegt die Filmbranche ihre seltsame Leidenschaft für problematische Kinomänner, wie einmal mehr der Fall Roman Polanski zeigt.

mentiert damit die Männerwahl ihrer Nichten, die ihrer Meinung nach ausschließlich anhand des Bankkontos der Anwärter getroffen werden sollte.

Dieses geliebte Bonmot ist im Kleinen charakteristisch für Gerwigs Arbeitsweise, denn »Little Women« ist nicht einfach nur eine Romanverfilmung. Vielmehr ist er eine beinahe übergeschichtliche Verortung der Rolle der Künstlerin in der Kunst. Der Film reflektiert, welchen finanziellen wie gesellschaftlichen Hürden Frauen sich stellen müssen – sowohl zu Alcotts Lebzeiten wie auch heute. Tante March hat aus ökonomischer Sicht sicherlich recht: Eine Heirat ist auch Absicherung.

Die Erzählerin des Romans, Jo March, befindet sich in einer Situation, wie Alcott und Gerwig sie auch erfahren haben: Die Entscheidung für die Kunst bedeutet immer auch finanzielle Unsicherheit



Jean Dujardin und Louis Garrel in Roman Polanskis Verfilmung der Dreyfusaffäre, »Intrigue« | © Guy Ferrandis

SOFIA GLASL

»Ich mag nicht immer Recht haben, aber ich habe niemals Unrecht.« Das soll der amerikanische Filmproduzent Samuel Goldwyn gesagt haben, als man ihn zur Änderung eines Drehbuchs zu überreden versuchte. Goldwyn produzierte in den 1940er-Jahren Klassiker wie »Arrowsmith« von John Ford oder »Die besten Jahre unseres Lebens« von William Wyler. Seine Reaktion sagt viel über die Hierarchien in Hollywood aus.

Die amerikanische Filmemacherin und Schauspielerin Greta Gerwig leiht sich diesen Satz nun für ihren neuen Film aus. In der Adaption von Louisa May Alcotts 1868 veröffentlichtem Roman »Little Women« legt sie ihn der autoritären und konservativen Tante March in den Mund, wunderbar schnippsch und schnaubend gespielt von Meryl Streep. Diese kom-

heit und ein Anrennen gegen ein System, das genuin patriarchal ist. Gerwigs Film ist also in überhöhtem Maße eine Reflexion über das Erwachen und Finden der künstlerischen, finanziellen und geistigen Unabhängigkeit von Frauen – auch ihrer eigenen. Gerwig emanzipierte sich in den letzten zehn Jahren aus der Rolle als Noah Baumbachs Muse zu einer der wichtigsten Stimmen im amerikanischen Kino.

Sie spricht in Interviews viel darüber, wie sich ihr eigener Weg als Künstlerin unwillkürlich auf ihre Arbeit als Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin auswirkt. In Fällen wie diesen akzeptieren Publikum wie Medien die Verquickung beider Seiten als natürlichen Sachverhalt. Die biografischen Elemente ihrer Arbeit sind für viele Künstlerinnen und Künstler zentral. Weshalb also sollte plötzlich Kunst unabhängig davon betrachtet werden, sobald sich ihr Urheber einen moralischen Fehltritt leistet oder gar eine Straftat begeht?

Nun ist es ja so, dass gerade in den letzten zwei Jahren viel darüber gesprochen wurde, ob Künstler und ihr Werk getrennt betrachtet werden dürfen oder sogar müssen. Diese Frage stellte sich vor allem in der Diskussion um #metoo, die ein System anprangert, das übergreifend und zum Teil straffällige Männer nicht nur deckt, sondern aktiv schützt.

Gerade deshalb muss in diesem Zusammenhang auch darüber gesprochen werden, wie es sein kann, dass der französisch-polnische Filmemacher Roman Polanski internationale Aufmerksamkeit für seinen neuen Film »Intrigue« bekommt, eine Verfilmung des gleichnamigen Romans von Robert Harris. Darin geht es um die Dreyfusaffäre, die Frankreich Ende des 19. Jahrhunderts schwer spaltete. Der jüdische Hauptmann Alfred Dreyfus wurde unschuldig zu lebenslangem Exil verurteilt, der Justizirrtum in Kauf genommen und zunächst veruscht.

Polanski floh 1978 aus Hollywood und lebt seitdem in Frankreich im selbst gewählten Exil, da ihm in den USA eine Gefängnisstrafe droht. Er war wegen Vergewaltigung einer 13-Jährigen angeklagt worden und hatte sich des Geschlechtsverkehrs mit einer Minderjährigen schuldig bekannt, verließ jedoch das Land, um dem Urteil zu entgehen. Seitdem haben ihn weitere Frauen der Vergewaltigung bezichtigt.

Polanski legte den Vergleich zum Film selbst nahe: In den Pressenotizen zur Weltpremiere in Venedig kommentierte er, dass er mit der im Film gezeigten Hetze und Verfolgung durchaus vertraut sei. »Ich kann dieselbe Entschlossenheit sehen, Fakten zu leugnen und mich für Dinge zu verurteilen, die ich nicht getan habe.« Polanski als geständiger Straftäter, der sich aktiv seiner Verurteilung entzieht, legt damit ein Maß an Selbstgerechtigkeit an den Tag, das kaum zu überbieten ist. Obendrein erweist er der zweifelsohne ehrenwerten Intention, gegen den in Europa wiedererstarkenden Antisemitismus vor-

zugehen, einen Bären dienst, indem er seine eigene Verfehlung damit verschränkt. Die Hierarchien der Industrie scheinen für ihn momentan noch zu funktionieren, denn er bekommt seine Filme weiterhin produziert und verkauft. Doch auch in Frankreich ist ein Wandel im Gange. Der Kinostart wurde von Demonstrationen gegen Polanski begleitet.

Umso wichtiger ist es, dass Künstlerinnen wie Greta Gerwig sich nach und nach ihre Plattformen erstreiten und auch öffentlich über das noch bestehende Ungleichgewicht sprechen. Die erneut nur von weißen Männern besetzten Oscar-nominierungen im Regiefach verdeutlichen, dass sich dieses System noch viel weiter öffnen muss, um tatsächliche Repräsentanz, Inklusion und Diversität zu erreichen. Samuel Goldwyns Selbsteinschätzung schlägt in diese Kerbe, und Gerwigs Entscheidung, sie einer alten Frau in den Mund zu legen, ist selbstverständlich eine bewusste.

Sie folgt in »Little Women« einem klugen Feminismus, der niemanden ausgrenzt. Die March-Schwester sind Nachbarn des reichen Mr. Laurence und seines Enkels Teddy. Gerwig inszeniert diesen Frauenhaushalt als zwanglosen Freiraum, in dem Gedanken, Wünsche und Träume genauso viel Platz haben wie künstlerische Gehversuche. Jo darf hier ihre Theaterstücke schreiben und gegen die Ehe sein. Auch für Teddy scheint das Haus der March-Familie eine Erleichterung zu sein, auch wenn er sich noch nicht ganz sicher ist, ob er lieber einer von ihnen sein oder eine von ihnen heiraten möchte.

Besonders gelingt es Gerwig, Jos Suche nach ihrer Künstleridentität filmisch-sensorisch nachzufühlen. Sie erzählt Alcotts Roman nicht chronologisch, sondern in wilden Sprüngen durch die Zeitebenen, wodurch die Grenze zwischen naturalistischer Erzählung und fiktionaler Überhöhung verwischt. Erzählt Jo die Familiengeschichte als Biografie oder als Roman? Wo hört die reale Person auf und wo fängt die Künstlerexistenz an? ||

LITTLE WOMEN


USA 2019 | Drehbuch und Regie: Greta Gerwig | Mit: Saoirse Ronan, Florence Pugh, Emma Watson, Eliza Scanlen, Laura Dern, Timothée Chalamet | **Kinostart: 30. Januar**

INTRIGUE

Frankreich 2019 | Drehbuch: Roman Polanski und Robert Harris Regie: Roman Polanski | Mit: Louis Garrel, Jean Dujardin, Emma-nuelle Segnier | **Kinostart: 6. Februar**

Anzeige

➤ Film-Konzepte
auch als eBook



Jörg Helbig (Hg.)
Heft 57
Quentin Tarantino
Februar 2020, etwa 100 Seiten,
zahlreiche farbige
und s/w-Abbildungen
ca. € 20,-
ISBN 978-3-96707-069-9

Quentin Tarantino gehört heute zu den bekanntesten Regisseuren Hollywoods. Seinen schillernden Ruf hat Tarantino sich dabei mit einem vergleichsweise schmalen Œuvre erarbeitet.

Von »My best Friend's Birthday« (1987) bis zu »Once upon a time ... in Hollywood« (2019) beleuchten die zehn Beiträge dieses Bands Tarantinos Stil unter verschiedenen formalen, inhaltlichen und ästhetischen Gesichtspunkten.

et+k
edition text+kritik · 81673 München · www.etk-muenchen.de

Bärenhoroskop

Unter neuer Festivalleitung startet am 20. Februar die 70. Berlinale. Auch eine Reihe Münchner Filmemacher präsentiert ihre neuesten Arbeiten.



Die neue Doppelspitze der Berlinale: Mariette Rissenbeek und Carlo Chatrian. Die Filmwelt ist bereits gespannt, wo sie ihre erste Festivalausgabe im Vergleich zum Bären-Zampano Dieter Kosslick verorten werden. | © Alexander Janetzko / Berlinale 2019

SIMON HAUCK

Noch ist es ruhig am neblig-grauen Potsdamer Platz in Berlin. Doch wenn am 20. Februar die Jagd nach dem Goldenen Bären unter dem Juryvorsitz von Jeremy Irons offiziell beginnt, wird einiges anders sein als in der überlangen Dieter-Kosslick-Ära (2001–2019), die das traditionsreiche A-Festival zuletzt ordentlich ins Schlingern brachte. Natürlich steht die frische Doppelspitze um Mariette Rissenbeek als Geschäftsführerin und ihren künstlerischen Direktor Carlo Chatrian (»Wir sind nicht die Fashion Week«) erst einmal für einen Neuanfang, wenn gleich die beiden den großen Reset-Button bisher (noch) nicht gedrückt haben. Und so markiert die 70. Ausgabe des wichtigsten deutschen Filmfestivals eher einen sanften Übergang. Neben der Suche nach neuen Großsponsoren und Ersatzspielorten für weggefallene Hauptspielstätten wie dem Cinestar musste gerade im Hinblick auf die gefühlten zwei Dutzend Programmsektionen zusätzlich dringend der Rotstift gezückt werden.

Nach der Abschaffung der »Außer Konkurrenz«-Regelung im Wettbewerb sowie des »kulinarischen Kinos« und der Reihe »NATIVE«, soll die internationale Filmpresse nach den Wün-

schen Chatrians ihr Hauptaugenmerk zwingend gen »Encounters« richten. In dieser neuartigen Sektion, die ähnlich wie »Orrizonti« in Venedig oder »Un certain Regard« in Cannes ästhetisch und strukturell besonders kühnen Filmen unabhängiger, innovativer Filmemacher eine Plattform bieten soll, wird beispielsweise die jüngste Arbeit eines Urgesteins des Neuen Deutschen Films zu sehen sein: Alexander Kluge, der sich nach »Happy Lamento« erneut mit dem philippinischen Film-Punk-Auteur Khavn de la Cruz künstlerisch verbrüdet hat und dort »Orpheus«, eine avancierte Art »Stummfilm über die Oper« (Kluge) mit Lilith Stangenberg und Ian Madrigal, als Weltpremiere präsentiert. Obendrein wird Kluges experimentelle Zukunftsfantasie »Der große Verhauf« (1971) noch einmal im Rahmen des »Forum und Forum Expanded«-Jubiläumsprogramms zu sehen sein.

Daneben zeigt die Berlinale bereits ab dem 11. Februar in den Foyers der Volksbühne die Ausstellung »Das Theater des Kinos« mit Installationen (u. a. von Jonathan Meese) sowie Interviews mit Berlinale-Protagonist*innen, wozu ebenfalls Alexander Kluge mit Performances und Filmen zur Eröffnung

oberlehrerhaft alte Filmweise, sondern als eine bis zu ihrem Lebensabend neugierig Gebliebene, deren Projekt sich bis zuletzt als ein Kino im Zeichen des Geteilteins verstand und damit als dialogisches Format.

Angefangen von ihrem 1968 gedrehten »Black Pathers«, in dem sie auch den feministischen Wurzeln der schwarzen Bürgerrechtsbewegung nachspürt, über »Réponse de femmes: Notre corps, notre sexe«, der verstärkt die feministische Revolte im Kampf gegen die vorherrschende Körperpolitik in den dokumentarischen Fokus rückt. Ein Kino der Solidarität kündigt sich hier an, eines, das seine Vollendung 1985 mit »Vagabond« finden sollte. Männliche Herumtreiber, Drifter und Anhalter kannte die Leinwand bis dahin viele, eine weibliche Landstreicherin noch nicht. Die damals 17-jährige Schauspielerinnen Sandrine Bonnaire schuf mit ihrer Mona eine Filmikone. Varda psychologisiert die Figur des Straßenmädchens nicht, sondern zeigt schlicht ihr Handeln, das sich gegen die Gesellschaft und die Repression richtet.

Natürlich sind da noch ihre bekanntesten Filme »Cléo de 5 à 7« etwa, Vardas cineastische Zeitstudie, »Jacquot des Nantes«, ihr Liebesgedicht an Jacques Demy, sowie »Le Bonheur«, das nicht nur vom vergangenen Glück eines viel zu kurzen Sommers handelt, sondern von viel mehr noch. Dieses »Mehr« bringt »Varda par Agnès« in seiner Zusammenschau grandios

lädt. Überhaupt setzt die neue Berlinale-Leitung auf deutlich mehr Kooperation mit weiteren Berliner Museen, Ausstellungensräumen und Veranstaltungsorten. So wird zum Beispiel im Zuge des »On Transmission« genannten Jubiläumsprogramms in der alten Akademie der Künste die 4K-Restaurierung von Margarethe von Trotta »Heller Wahn« (1982) mit Hanna Schygulla und Angela Winkler in den Hauptrollen ihre Uraufführung feiern: plus anschließendem Talk mit Ina Weisse, deren Film »Der Architekt« (2008) mit dem bayerischen Schauspielerurviech Sepp Bierbichler im Gegenzug gezeigt wird.

Ob es außerdem Dominik Grafs mit Spannung erwartete »Fabian«-Adaption nach Erich Kästner irgendwie ins Berlinale-Programm schafft, steht bei Redaktionsschluss ebenso wenig fest wie die Uraufführung von Oskar Roehlers BR-Koproduktion »Enfant Terrible« über das manische Schaffen des legendären Regieberserkers Rainer Werner Fassbinder, den Oliver Masucci ausschließlich in einer Studiokulisse verkörpert. Selbiges gilt für Christian Petzolds »Undine« mit Paula Beer und Franz Rogowski sowie für Bettina Böhlers Hommage an Christoph Schlingensiefel (»Schlingensiefel – In das Schweigen hineinschreien«) oder die bereits abgedrehten und neuen Filme von Leos Carax (»Annette«), Abel Ferrara (»Siberia«) oder Werner Herzog, die zum Teil in Deutschland und mit deutschen Fördergeldern realisiert wurden. Denn auch das ist neu bei der Berlinale: Das vollständige Programm der Sektionen »Wettbewerb«, »Forum« und »Panorama« wird noch später als sonst veröffentlicht.

Was aus münchenerischer bzw. bayerischer Sicht hingegen schon feststeht, sind die neuen Arbeiten der HFF-München-Gewächse Jonas Heldt (»Automotive«) und Janna Ji Wonders (»Walchensee Forever«). Während Heldt im erstgenannten Film in dokumentarischer Form die komplexen Zusammenhänge und Risiken der Arbeitswelt 3.0 anhand eines Arbeiters (Sedanur) und einer Headhunterin (Eva) diskursiv erörtert, erzählt die gebürtige Kalifornierin Wonders, die am Walchensee aufwuchs, in ihrem Langfilmdebüt die Geschichte der Frauen ihrer Familie, zwischen Oberbayernidylle, »Summer-of-Love«-Utopien und Rainer Langhans' hippiesktem Harem. Zudem läuft Friederike Güssefelds »First Steps«-Award-Gewinnerfilm »Out of Place« über drei jugendliche Systemprenger, der schon beim DOK.fest München reüssierte, als Abschlussfilm der Reihe »Perspektive Deutsches Kino«.

Besonders gespannt sein darf man außerdem auf Uisenma Borchus zweiten semibiografischen Film nach »Schau mich nicht so an« (2015): »Schwarze Milch«, wiederum mit Franz Rogowski, hat es ins »Panorama« geschafft. Darin sucht eine junge Frau nach ihren Wurzeln und findet dabei eine eigenwillig-radikale Sinnlichkeit, die sowohl mongolische wie vermeintlich freiere Konventionen aus dem Westen durchbricht. Mit Byambasuren Davaa (»Die Geschichte vom weinenden Kamel«) hat außerdem noch eine weitere HFF München-Absolventin den Sprung ins Berlinale-Programm geschafft: Ihr Film »Veins of the World« wird in der Sektion »Generation Kplus« uraufgeführt, was wiederum beweist, dass deutsche Filmfestivalproduktionen wie schon in vergangenen Jahrgängen mehrheitlich von Alumni der HFF München stammen.

Wahrscheinlich wird sich diese 70. Berlinale am Ende irgendwo zwischen den Gedankensplittern des früh verstorbenen Schriftstellers Henryk Berkowitz bewegen: Sprich zwischen »sich treu bleiben«, »sich verloren gehen« und hoffentlich auch »sich sonnen fahren«. Damit auch das Renommee des »Goldenen Bären« bald wieder hell erstrahlt und nicht nur seine goldglänzende Oberfläche. ||

INTERNATIONALE FILMFESTSPIELE BERLIN

20. Februar bis 1. März | an verschiedenen Spielorten in Berlin
Programm: www.berlinale.de

»Nichts ist banal«

In ihrem letzten Film fasst Agnès Varda ihr sechs Jahrzehnte umfassendes Schaffen zusammen.

CHRIS SCHINKE

Ihr filmisches Grundprogramm scheint heute aus der Zeit gefallen, doch lechzt das Kino in Wahrheit nach einer anderen Form; nach einer, wie sie Agnès Varda bereits in jungen Jahren als Filmemacherin in Paris beschrieb: als utopisches Kino, das sich verwirklichte, wenn man sich den Menschen zuwendet, sie mit Empathie und Liebe filme, schlicht weil man sie außergewöhnlich findet. »Nichts ist banal«, sagt daher auch Varda in »Varda par Agnès«, dem letzten vor ihrem Tod im vergangenen Jahr verwirklichtem Film, der sich einerseits als Abschluss- und Überblicksdokument ihres Schaffens verstehen lässt, andererseits aber viel mehr noch als finale cineastische Masterclass, auf einer Bühne vor Publikum, dem sie ihre Kinovision vermittelt. Nicht von der Kanzel herab, auch nicht als



Kinovisionärin Agnès Varda. Sie starb im vergangenen Jahr im Alter von 90 Jahren | © Film Kino Text

auf den Punkt. Im Kino gehe es nicht darum, die Zeit anzuhalten, hält Varda an einer Stelle des Films fest, sondern darum, die Zeit beim Vergehen zu begleiten. ||

VARDA PAR AGNÈS

Dokumentarfilm | Frankreich 2019 | Regie, Buch, Montage: Agnès Varda | 116 Minuten | Kinostart: 6. Februar



Cristi (Vlad Ivanov) lässt sich in »La Gomera« auf allzu zwielichtige Deals ein | © Alamode Film

Pfeifen aufs Gesetz

Corneliu Porumboiu dekonstruiert in »La Gomera« lustvoll das Film-Noir-Genre.

SIMON HAUCK

Solidarität unter Ganoven? Eigentlich undenkbar, erst recht nicht, wenn kurz zuvor die kriminelle Geldwäschemaschine ordentlich angeschmissen wurde und nun besonders große Scheine im Spiel sind. Trotzdem lässt sich der obskure Polizist Cristi, den die osteuropäische Allzweckschauspielwaffe Vlad Ivanov (»4 Monate, 3 Wochen und 2 Tage«/»Sunset«) gewohnt einsilbig verkörpert, zu Beginn von Corneliu Porumboiu flott inszeniertem Cannes-Hit »La Gomera« genau auf jenen seltsamen Deal ein. Um ihren Partner, den Matratzenfabrikanten Zsolt (Sabin Tambrea), aus dem Knast in Bukarest zu befreien, rekrutiert die überbordend schöne Femme fatale Gilda (Catrinel Marlon) kurzerhand den schweigsamen Staatsdiener für den nächsten Coup. Auf der titelgebenden Kanareninsel soll sich Cristi mit der lokalen Pfeifsprache »El Silbo« vertraut machen, damit Zsolt's Befreiungsaktion gelingen kann und Gilda um 30 Millionen Euro Schwarzgeld reicher wird. Ist das Ganze nun ein Hitchcockscher MacGuffin, eine Hommage an das klassische »Heist-Movie« oder pure Drehbuchspinnerei? Nachdem der rumänische Filmfestivalliebling Corneliu Porumboiu (»Der Schatz«/»12:08 - Jenseits von Bukarest«) bereits mit seinem irrwitzig-abwegigen »Police, adjective« (2009) das Polizeifilmgenre auf ebenso kluge wie hinter sinnige Weise demonstriert hatte, hat er sich nun für »La Gomera - Verpfeifen und verraten« deutlich breitenwirksamer den Film noir vorgenommen. Er dekonstruiert ihn geradezu mit sprechenden Namen, auffälligen Filmzitat, die von »Die Spur des Falken« bis zu »Notorious« und »Psycho« reichen, und verquirlt dessen Restbestände mit Porumboiu eigenen Metathemen Kommunikation und Überwachung, die sich leitmotivisch durch sein bishe-

riges Œuvre ziehen. Zusammen mit Billy Wilders wichtigster Regieregel im Kopf (»Du sollst nicht langweilen, du sollst nicht langweilen und du sollst nicht langweilen!«), einer großen Portion staubtrockenen Humors und in mannigfaltiger Bildsprache (Kamera: Tudor Mircea), die Westernkonventionen genauso wie Imagefilm-Ästhetiken zitiert, gehört dieser extravagante Neo-Noir-Heistfilm sicherlich zu den ungewöhnlichsten Kinostarts des Jahres. In weitgehend kurzweiligen 100 Minuten schlingert Porumboiu eigensinniger Metafilm mal wunderschön leichtfüßig, dann wieder durchaus waghalsig und zugleich durchgängig voller Minihommagen steckend in diversen Kapiteln durch seinen eigenen Kosmos wie durch die Genese des Kinos. Dabei werden lustvoll Kehlen durchtrennt oder Filmemacher erschossen, es wird der Liebe zur Oper gefrönt oder es werden immer noch kuriosere Drehbuchköder ausgelegt, bis zum fulminanten Showdown in den »Gardens by the Bay«: dem 101 Hektar großen Parkgelände Singapurs, das künstlich aufgeschüttet wurde und wie aus einer psychotronischen Galaxis zu kommen scheint. So beständig wie Corneliu Porumboiu im Soundtrack zwischen Ute Lemper, hehrer Opernkunst und Iggy Pop mäandert, so wenig lässt sich sein Film auf einen Nenner bringen: Gut so. Nein, pfeif drauf! ||

LA GOMERA - VERPFEIFEN UND VERRATEN

Rumänien/Frankreich/Deutschland 2019 | Regie: Corneliu Porumboiu | Mit: Vlad Ivanov, Sabin Tambrea, Catrinel Marlon 98 Minuten | Kinostart: 13. Februar

Anzeigen

INGVAR SIGURDSSON

WEISSER WEISSER TAG

EIN FILM VON HLYNUR PÁLMASSON

NORDISCHE FILMTAGE 2019
NDR Filmpreis
Bester Spielfilm

ZÜRICH FILMFESTIVAL 2019
Besondere Erwähnung

CANNES FILMFESTIVAL 2019
Ingvar E. Sigurdsson
Rising Star Award

MONTREAL FILMFESTIVAL 2019
Ingvar E. Sigurdsson
Best Actor

„Eine beunruhigende Geschichte, dramatisch und stilistisch kühn!“
- The Hollywood Reporter

Mit Unterstützung durch die
MFG Filmförderung Baden-Württemberg
und das Programm Creative Europe
MEDIA der Europäischen Union
Im ARSENAL Filmverleih
www.arsenalfilm.de

NACH EURIPIDES INSZENIERUNG KARIN HENKEL PREMIERE 21 FEB 2020

MEDEA

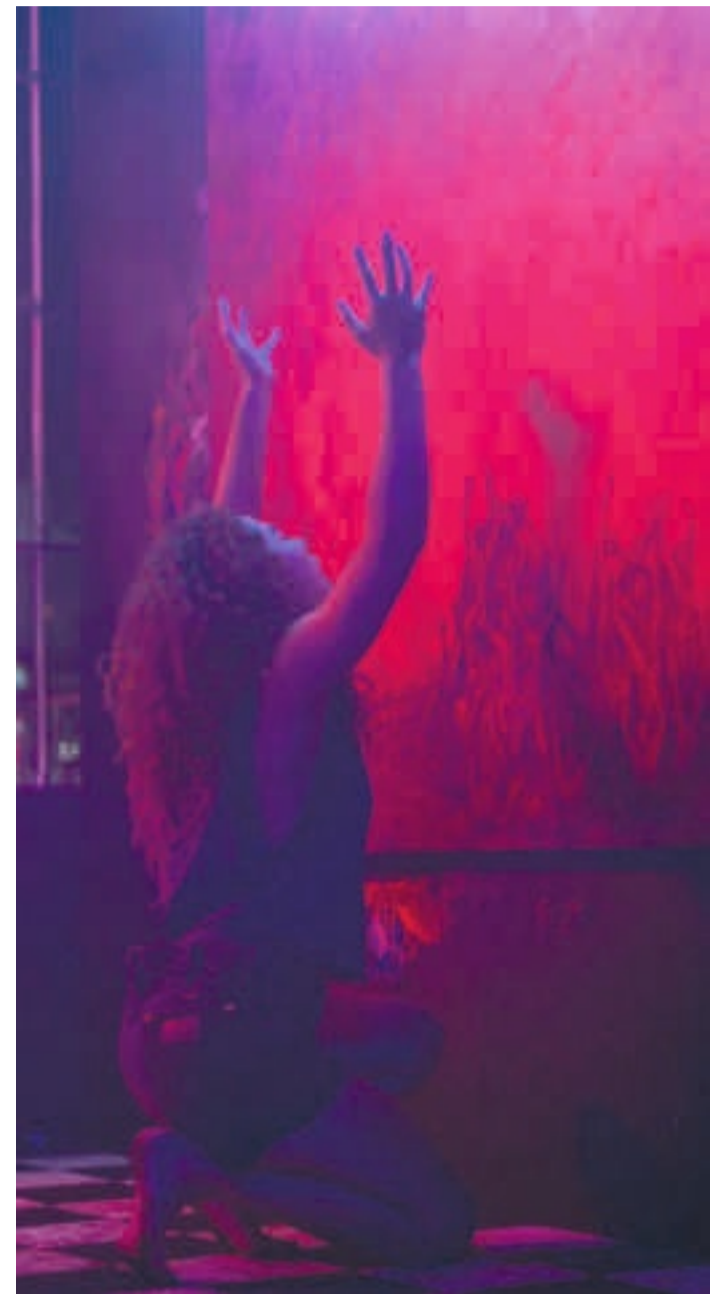
RESIDENZ THEATER

NÄCHSTE VORSTELLUNGEN
SO 23 FEB sowie SO 8, MI 11
& DI 31 MRZ 2020

residenztheater.de/medea

Endloser Trip

Wer Horror sucht, der mehr mit Rausch als mit Film zu tun hat, sollte sich »Bliss« hingeben.



Mit allen Mitteln auf der Suche nach Inspiration: die Künstlerin Dezzy (Dora Madison) | © Katie Cleese Photography

MATTHIAS PFEIFFER

Wenn ein Film mit einer Warnung für Epileptiker beginnt, sollte klar sein, dass keine leichte Unterhaltung folgt. Und Joe Begos »Bliss« ist wirklich alles andere als das. Psychedelischer Vampir-Drogen-Splatter passt wohl besser.

Aber vor dem Vergnügen wird man erst Zeuge der Krise der jungen Künstlerin Dezzy (Dora Madison). Die Ideen für ihr neuestes Gemälde wollen sich nicht einstellen, der Vermieter will sein Geld, und ihr Agent kündigt die Zusammenarbeit. Da kann man nur noch Party machen - so extrem wie möglich. Dezzy zieht sich eine Line nach der anderen rein. Für Tanzen und flotte Dreier ist aber auch noch Zeit. Und siehe da, dann geht es auch mit ihrer Arbeit voran. Könnte es sein, dass es an »Bliss« liegt, dem neuesten Pulverchen ihres Dealers?

Alle Zeichen stehen hier auf Rausch: intensive Farben, rasanter Schnitt, rumpelnder Metal-Soundtrack. Und das alles in urban-versiffter Atmosphäre. »Bliss« atmet den Smog der frühen Abel-Ferrara-Filme und reiht sich gekonnt in die Reihe neuerer Werke wie Gaspar Noes »Climax« und Panos Cosmatos »Mandy« ein. Spätestens als das Blut ins Spiel kommt, gerät alles vollends außer Kontrolle. Nicht nur ihre neue Lieblingsdroge verändert Dezzy, auch ihre Freundin Courtney (Tru Collins) scheint per Biss Besitz von ihr ergriffen zu haben.

Ob sie nun wirklich ein Vampir ist oder in einem endlosen Horrortrip gefangen, interessiert nicht weiter. Begos startet hier eine Tour de Force, die auf alle Sinne schlägt, den Zartbesaiteten sicher auch auf den Magen. Dabei muss man ganz klar sagen, dass der Schauwert bei »Bliss« im Vordergrund steht. Einen allzu tiefen Blick in die Figuren oder den Zusammenhang von künstlerischer Inspiration und dunklen Triebkräften gibt es nicht. Dafür aber literarische Kunstblut und Stroboskoplichter. Wer also schwarz-bunten, wild um sich schlagenden Filmspaß für Hartgesottene sucht, kommt hier auf seine Kosten. ||

BLISS

USA 2019 | Regie: Joe Begos | Mit: Dora Madison, Tru Collins u.a. 80 Minuten | Kinostart: 20. Februar



Die Freundschaft von Lucy Wilke und Pawel Duduś ist Grundlage für ihre künstlerische Arbeit | © Martina Marini-Mysterioso

»Ich muss Behinderung nicht thematisieren«

Lucy Wilke und Pawel Duduś erforschen die befreiende Kraft ihrer besonderen Freundschaft und verkörpern dabei ganz nebenbei die totale Inklusion.

SILVIA STAMMEN

Sex auf der Bühne, zumindest dargestellter, ist heutzutage omnipräsent, Sexualität von behinderten Menschen vielleicht schon etwas weniger. Echte Freundschaft als künstlerisches Forschungsfeld dürfte dagegen nach wie vor die Ausnahme sein. Dabei ist es durchaus naheliegend, dass in einer intensiven freundschaftlichen Begegnung Energien freigesetzt werden, die sich theatral formulieren lassen. »Scores that shaped our friendship« – »Aufgaben, die unsere Freundschaft geformt haben« heißt das Projekt, das die Münchner Performerin Lucy Wilke und der Tänzer Pawel Duduś gerade zusammen auf dem Schwere-Reiter-Gelände proben und für das Wilke eine Debüt-förderung der Stadt für freie Tanzschaffende erhalten hat. Kennengelernt haben sich die beiden 2017 als Mitwirkende bei der freien Produktion »Fucking Disabled« in der Regie von David von Westphalen. Damals ging es darum, das Titelthema »Vögelnde Behinderte« spielerisch (und dabei auch ein wenig pädagogisch) aus der Grauzone umfassender Verunsicherung zu holen. Wie funktioniert Annäherung über die vermeintliche Schranke einer Behinderung hinweg? Was gilt es zu beachten und über welche Bedenken darf man sich ruhig hinwegsetzen? Ein faszinierendes Paar waren die beiden schon da, mal im Barockkostüm und Reifrock, oder einmal hing Duduś in einer Szene fast nackt in Bondageseile verschnürt an einem Haken und wurde von Wilke, die ihn in ihrem Rollstuhl umkreiste, langsam und lustvoll befreit.

Bewegen und bewegt werden, Aktivität und Passivität in wechselnden Konstellationen, Sensibilität und achtsame Sexualität sind nach wie vor zentrale Momente ihrer künstlerischen Recherche, zu der inzwischen eine produktive Freundschaft hinzugekommen ist – weit mehr als das Thema Behinderung. »Darüber sind wir inzwischen ziemlich hinausgewachsen«, meint Wilke, die 1984 mit einer neuromuskulären Erkrankung geboren wurde, ihre Kindheit in einem bunten, musikalischen Umfeld in einer Wohnwagensiedlung im Münchner Norden verbrachte und seit vielen Jahren zusammen mit ihrer Mutter

Gika im Duo Blind & Lame auch erfolgreich als Sängerin zu hören ist. Als Schauspielerin trat sie in letzter Zeit unter anderem in »Phaedra« von Monster Truck und im Rahmen der immersiven Performance »Medusa bionic rise« der Gruppe The Agency als posthumaner Prototyp auf. Für sich stellt sie fest: »Ich muss Behinderung nicht mehr unbedingt als solche thematisieren. Ich denke, dass das, was Pawel und ich machen, ohne es jemals auszusprechen, die totale Inklusion ist, und zwar von allem, nicht nur von meiner Behinderung. Das ist ein bisschen wie eine Utopie. So etwas zu zeigen, halte ich für sinnvoller, als immer auf der Behinderung rumzureiten. Die Art, wie wir miteinander umgehen, zeigt schon das, was man sich eigentlich wünscht, auch gesellschaftlich. Was Pawel und mich miteinander verbindet, ist Neugier, Verspieltheit, Ausprobierenwollen und natürlich auch die sinnliche Wahrnehmung dabei.«

Für den in Polen geborenen Duduś, der sich zwischen Brüssel, Wien und Berlin mit seiner tänzerischen Arbeit auch in queeren Communities bewegt, ist es »eine erweiterte Form von Intimität«, die ihn mit Lucy verbindet, »eine seltene Vision von Freundschaft, die keine Grenzen setzt und sich in viele Richtungen weiterentwickeln kann.«

Nicht der Norm zu entsprechen und gleichzeitig nach einem bestimmten Muster gelabelt zu werden, sind Erfahrungen, die beide, wenn auch auf unterschiedliche Weise, gemacht haben. »Mit Lucy habe ich das Privileg, dass ich ganz ich selbst sein kann, verletzlich und stark im selben Moment, offen als Person«, erklärt Duduś. »Dazu braucht es Mut. Die Arbeit hat auch mit Sexualität zu tun und sexuellem Ausdruck, womit ich mich schon länger beschäftige. Ich sehe es als Chance, mich und meine sexuelle Identität künstlerisch auszudrücken. Das hätte ich vor ein paar Jahren nicht gekonnt. Um mich zu befreien, musste ich erst den gesellschaftlichen Druck durchbrechen.« So basiert das, was die beiden gerade erarbeiten, auf jahrelanger Beschäftigung mit diesen Themen. Bei einem

Workshop über die »Erotik der Einschränkung«, den Duduś und Wilke im Anschluss an das erste Theaterprojekt zusammen konzipierten, ging es ebenfalls um künstlerische Ausformungen, eine Art Choreografie von Micromovements, die sie nun auch im neuen Stück in einem offenen Setting weiterentwickeln, wobei keineswegs nur eine einseitige körperliche Abhängigkeit besteht.

»Es ist schon ein gegenseitiges Geben und Nehmen«, betont Wilke. »Damit haben wir uns in dem Workshop viel beschäftigt und das ist auch ein wichtiger Punkt in unserer tänzerischen Arbeit. Es war uns total wichtig, dass nicht nur Pawel mich dauernd bewegt wie eine Puppe, sondern dass wir uns auch abwechseln. Klar kann ich Pawel nicht so bewegen, wie er mich, es geht eher um eine aktive Haltung, zum Beispiel, dass wir etwas zusammen machen, was ich auch alleine machen kann. Auch wenn es kleine Bewegungen sind, finden wir immer wieder symbiotische Bewegungen, bei denen es nicht klar ist, wer wen bewegt.« Um das, was man von außen nicht sehen kann, zu kommunizieren und auch die Innenperspektive zu zeigen, haben sie Texte geschrieben, manche davon sind notwendige Anweisungen, um Lucy neu zu positionieren, und manche sind einfach aus Spaß entstanden. Zusammen mit den beiden wird die Musikerin Kim Ramona Ranalter während der Performance präsent sein und auch mit den Zuschauern soll es spielerische Interaktionen geben. Wie genau, steht noch nicht ganz fest, aber es wird sicher abwechslungsreich werden. »Wir haben während der Vorbereitung sehr exzessiv gefeiert und dabei viel Material entwickelt«, lacht Wilke mit ihrer ansteckenden Energie, mit der sie sicher auch in Zukunft jedem Labeling spielend entkommen wird. ||

SCORES THAT SHAPED OUR FRIENDSHIP

Schwere Reiter | Dachauer Str. 116 | 13., 15., 16. Feb. | 20 Uhr
Tickets: www.schwerereiter.de

Geldgier macht nicht reich

Regisseurin Julia Hölscher treibt Marieluise Fleißers »Der starke Stamm« die Komödiantik aus.

GABRIELLA LORENZ

Ein himmelhohes Scheunentor aus Holzlatten trennt das nackte Drinnen mit schrägem Bretterboden vom düster-nebligen Draußen (Bühne: Paul Zoller). Dort erklingt der Choral »Näher mein Gott zu Dir«, dann kommen die Beerdigungsgäste herein. Die Magd bringt Bierkrüge. Die Verwandten stehen steif herum, sagen aber sehr unverblümt, was sie aus dem Nachlass der verstorbenen Frau wollen. Rauchschwaden wabern beständig durch den Raum. Mit einem Buchstabendreher wird aus Rauch das bairische Wort Ruach, und ruachat, raffgierig und habstüchtig, sind alle Figuren in Marieluise Fleißers Stück »Der starke Stamm«. Die Autorin nannte es eine bayerische Komödie, die ist allerdings tiefschwarz und bitterböse. Geschrieben 1944, wurde sie 1950 an den Münchner Kammerspielen mit Therese Giehse in der Hauptrolle der geschäftstüchtigen Balbina uraufgeführt. Nun hat Julia Hölscher das bis heute selten gespielte Drama im Residenztheater inszeniert. Es könnte ein deftiges Volksstück sein, aber die Regisseurin treibt ihm hart und konsequent alle Komödiantik aus.

Marieluise Fleißer, unglücklich liebesverwandelt mit Brecht, machte mit ihren ersten Stücken »Fegefeuer in Ingolstadt« und »Pioniere in Ingolstadt« im Berlin der 20er Jahre Skandal. In den Sechzigern wurde sie wiederentdeckt, die Autoren Sperr, Kroetz und Fassbinder konnte sie »Alle meine Söhne« nennen. Sie schildert mit scharfem Blick die dörflichen Kleinbürger ihrer Heimat. Jeder ist sich selbst der Nächste und dem anderen ein Wolf. Auch der Witwer Bitterwolf ist ein verbitterter Wolf. Resi-Rückkehrer Robert Dölle spielt diesen Sattlermeister kantig, breitbeinig, statisch, prononciert präzise das Kunstbairisch der Fleißer. Die Erbschleicher-Bagage weiß er wegzubeißen, nur gegen seine Schwägerin Balbina ist er wehrlos. Die zieht umgehend ein, lockt und erpresst ihn mit dubiosen Geldgeschäften, spekuliert auf Heirat. Katja Jungs

Balbina nutzt jede Chance zu krummen Geschäften und Abzocke, organisiert selbst im Knast einen Wallfahrtstourismus. Jung zeigt Balbinas Verletzlichkeit in einer großen, poetischen Suada über das »beschissene Leben«, aber sie zeigt kaum das skrupellose Luder, das ohne Bedauern Bitterwolf in den Ruin treibt. Denn der hat die junge Magd Annerl (Luana Velis) geschwängert und geheiratet. Die hätte auch dessen verliebten Sohn haben können: Johannes Nussbaum als Hubert rebelliert mit seinen Kunst-Ambitionen schwärmerisch trotzig gegen den Vater, arbeitet lieber im Bergwerk als bei ihm, seine Zukunft ist mehr als unsicher.

Hölscher lässt die Personen meist frontal ins Publikum sprechen, es gibt kaum Interaktion, jeder der seltenen Körperkontakte ist ein gewaltsamer, ob Kampf oder sexuelle Aufforderung. Packend ist dieser Formalismus nicht. Erst Arnulf Schumacher als reicher Priesteronkel, der mit grauer Langhaarmähne auf einer schicken Harley einfährt, bringt erfrischendes Spiel ins Spiel. Er macht als Deus ex machina Hubert zum großen Gewinner – Pech für Annerl – und alle Habgierigen zu Verlierern. Die werden's überleben, sie sind ja vom starken Stamm. ||



Balbina (Katja Jung, Mitte) will einen Platz an der Sonne | © Sandra Then

DER STARKE STAMM

Residenztheater | 2. Februar | 19 Uhr | 6., 8., 24. Feb., 18. März | 19.30 Uhr | 1. März | 18.30 Uhr | 5. März | 20 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Zerstörtes Paradies

Max Rothbart entführt uns mit Dostojewskis Erzählung »Traum eines lächerlichen Menschen« in eine Parallelwelt.

PETRA HALLMAYER

Sein Leben lang hatte man ihn verspottet, bis ihn schließlich nichts mehr tangierte. Ob die Welt weiter existierte oder unterging, war ihm »vollkommen egal«, erklärt der Ich-Erzähler im Marstall Café, während die Musik dramatisch anschwillt und plötzlich verstummt. »Ich erkannte die Wahrheit im vergangenen November«, meint er ganz ruhig, geht an die Bar und trinkt einen Schluck.

Dostojewskis späte philosophisch-fantastische Erzählung, die Timon Jansen für die Reihe mit Soloperformances von Ensemblemitgliedern inszeniert hat, zeigt die Befreiung eines welt- und lebensmüden Menschen von desillusionierter Gleichgültigkeit durch einen utopischen Traum. Just als er

sich erschießen will, schläft er ein. Er fliegt durchs All und landet auf einem Planeten, der sich als eine paradiesische Version unserer Welt entpuppt. Dort leben Menschen, die keine Religion brauchen, in Harmonie miteinander und mit der Natur. Mit dem Eindringen des Erdlings jedoch verlieren sie ihre Unschuld. Sie lernen Lüge, Gier, Besitz, Streit, Hass und Leid kennen und vollziehen die Entwicklung der Zivilisation samt ihrer zerstörerischen Folgen nach. Vergessen aber können sie den Garten Eden, in dem sie einst zu Hause waren, nicht, und in ihrer Sehnsucht danach erschaffen sie Gott. Aus seinem Traum wieder erwacht beschließt der Erzähler fortan als Wanderprediger zu verkünden, dass ein irdisches Paradies zu schaffen kein irreales Hirngespinnst, sondern möglich ist.

Max Rothbart trägt Dostojewskis utopische und zugleich zutiefst pessimistische Novelle, die auf seinen drei Jahre später erschienenen Roman »Die Brüder Karamasow« verweist, eindringlich vor. Er unterstreicht die Worte gestenreich, intoniert sie mal träumerisch staunend, mal nüchtern kühl, schreit und flüstert, wendet sich ans Publikum und wechselt zwischendurch in den Gegenwartsjargon. Er schlängelt sich durch die Zuschauerreihen, läuft die Stufen zu einer Seitentür hinauf und tritt hinaus. Das arme Mädchen, dem Dostojewskis Protagonist die Hilfe verweigert, ist hier eine Betrunkene, die im

Treppenhaus liegt. Durch die im Off lässig hingeworfenen Sätze – »ist total blöd gerade« – verwischt sich jedoch die zentrale Bedeutung der Begegnung.

Der Resi-Schauspieler und sein Regisseur wollten sich nicht auf eine bloße Nacherzählung beschränken. Beim Versuch, die Geschichte im Theater lebendig zu machen und näher zu uns heranzurücken, sind sie allerdings ein wenig übereifrig. Rothbart ist fast permanent in Bewegung, und wenn der Sonderling bei Dostojewski in Gedanken versinkt, wischt er mit kleinen witzigen Kommentaren auf seinem Smartphone herum. Passagenweise hätte er sich mehr Zeit nehmen sollen, um den Text nachwirken zu lassen.

Vielleicht war das etwas hektische Tempo des Monologstücks, das bereits in Basel zu sehen war, aber auch eine Folge der Nervosität bei der Münchner Premiere. Tatsächlich dauerte diese nicht einmal die anberaumten 70 Minuten. Dabei hätte man Max Rothbart sehr gerne länger zugehört. ||

TRAUM EINES LÄCHERLICHEN MENSCHEN

Marstall Café | 25. März | 20 Uhr | Tickets: 089 21851940
www.residenztheater.de

Urlaub im Nationalpark Cilento Castellabate: ein kleines Paradies in Süditalien



www.azzurro-reisen.de



0049 234 686354
Petra Bertelsmeier

...begleiten Sie uns durch das Cilento mit allen fünf Sinnen

Meer - Entspannung - Genuss - Kultur - Natur

Ausgesucht schöne Unterkünfte und individueller Service vor Ort

Die Diktatur der Gesundheit

Juli Zehs »Corpus Delicti« lässt keine Gedankenfreiheit zu.

GABRIELLA LORENZ

Ein Corpus Delicti war im 13. Jahrhundert das entscheidende Beweisstück für ein Verbrechen, die Mordaxt zum Beispiel. Heute umfasst der Begriff einen schlüssigen Tatbestand, auch ohne Axt. Die Schriftstellerin Juli Zeh ist Juristin, seit 2018 sogar Verfassungsrichterin in Brandenburg. Ihr Stück »Corpus Delicti« (uraufgeführt 2007) ist untertitelt: Ein Prozess. Den führt eine Diktatur gegen Mia Holl, die als Staatsfeindin verdächtigt wird. In der Schauburg hat die Regisseurin Ulrike Günther trotz guter Schauspieler dem papierernen Theatertext nur wenig Leben eingehaucht.

Juli Zeh entwirft die Dystopie einer Diktatur der Gleichschaltung, Huxleys »Schöne Neue Welt« lässt deutlich grüßen. Hitler und Stalin schufen solche Regimes, heute ist China ein totalitärer Überwachungsstaat, Türkei und Iran sind auf dem Weg dahin. Gedankenfreiheit ist untersagt in der Gesundheitsdiktatur namens »Methode«: Körpertraining und Komplettasur sind Pflicht, toxische Substanzen wie Zigaretten oder Wein verboten. Auch lieben darf man nur Menschen aus zugewiesenen Kategorien. Mia Holl (Lucia Schierenbeck) ist eine brave Staatsbürgerin, aber sie kann nicht verhindern, dass ihr abgöttisch geliebter Bruder Moritz sich in der Haft umgebracht hat. Er soll ein Methodenfeind und Mörder gewesen sein. Seitdem verkriecht sich Mia in ihr Matratzenbett, dem einzig warmen Ort auf der sterilen kaltweißen Bühne (Andreas A. Strasser). Eine Freundin warnt und ermahnt

sie, man versteht erst langsam, dass Nele Sommer als Fantasiegestalt Mias gutes Gewissen verkörpert. Mia wird gerichtlich verurteilt: Verkleidet wie eine ägyptische Hohepriesterin (Kostüme: Annika Lohmann) thront die Richter auf einer Treppe – die arme Julia Schmalbrock kann da nur ein lächerliches Mummenschanz-Zeremoniell ausführen. Janosch Fries als aalglatter Regierungsjournalist, ein Steve Bannon der Methode, und Mias Verteidiger Rosentreter (David Benito Garcia), der sich als ihr Verbündeter entpuppt, dürfen einige Momente außerhalb der Perücken-Klischees zeigen. Gefühlsausbrüche sind Mia vorbehalten: Sie lümmelt mit ihrer Fantasiefreundin herum, singt mit ihr pubertär peinlich zur Klampfe, schreit ihre Verzweiflung und hochpathetisch den Wunsch nach Freiheit heraus. Und rebelliert offen mit der Kampagne »Recht auf Krankheit«. Am Schluss sitzt sie als Märtyrerin mitten in den Vitrinen, in denen eingefrorene Menschen stehen. Einfrieren ist die Todesstrafe, eine Vitrine ist leer für Mia.

Juli Zeh geht es um die Handlungs- und Gedankenfreiheit des Einzelnen in einer Diktatur – viel Diskussionsstoff für Jugendliche ab 15. Leider thesenhaft trocken formuliert. Regisseurin Ulrike Günther hat keine Bilder dafür gefunden, beschränkt sich auf Formalismus. Eine aseptische Bühne, Klischeefiguren – da bleibt das gut gemeinte Stück weitgehend Papier. ||



Gerichtsverhandlung in der Gesundheitsdiktatur (v.l. Janosch Fries, Julia Schmalbrock, David Benito Garcia)

© Judith Buss

CORPUS DELICTI

Schauburg | 7., 10. Februar | 10 Uhr
7., 8., 10. Feb. | 19 Uhr | Tickets 089 23337155
www.schauburg.net

Anzeige

BURGHAUSEN KULTUR INTERNATIONAL JAZZ

51. INTERNATIONALE JAZZWOCHEN BURGHAUSEN

17. - 22. MÄRZ 2020

MICHEL CAMILO QUARTET WITH NEW COOL COLLECTIVE HORNS
SNARKY PUPPY · THE BB KING BLUES BAND FEAT. MICHAEL LEE · LISA SIMONE
BILL EVANS & THE SPY KILLERS! FEAT. WOLFGANG HAFFNER · JUNGLE BY NIGHT
ANDROMEDA MEGA EXPRESS ORCHESTRA · JULIE CAMPICHE QUARTET
OLA ONABULÉ SEPTET · WILSON DE OLIVEIRA FEAT. JOE GALLARDO
KAI STRAUSS & THE ELECTRIC BLUES ALLSTARS · FINALE JAZZPREIS U.V.A.

WWW.JAZZWOCHEN.COM

Partner der IG Jazz Burghausen e.V. & Stadt Burghausen

Die wiedergefundene Zeit

Sebastian A.M. Brummer inszeniert Michael Endes »Momo« raffiniert einfach als liebenswertes Familienstück.

PETRA HALLMAYER

Statt Briefen schreiben wir E-Mails, statt Bücher zu wälzen, googeln wir. Seit dem Erscheinen von Michael Endes Roman haben sich unsere Möglichkeiten, Zeit zu sparen, vervielfältigt, doch unser Leben wird dadurch keineswegs entspannter. In Endes parabelhaftem modernen Märchen, dessen Bühnenadaptation unter der Regie von Sebastian A.M. Brummer im Hofspielhaus Premiere feierte, widersetzt sich ein kleines Mädchen dem Diktat der Hektik und kommt einer fieseren Bande von Zeitdieben auf die Schliche.

Ein Stiefel dient auf der Bühne als Blumen vase. Unbeschwert und frei von allen pädagogischen Zwängen lümmelt Momo in ihrem verplünderten Reich herum, schleckt mit dem Finger Marmelade aus einem Glas und trifft sich mit ihren Freunden, dem Straßenkehrer Beppo, der seinen Besen kontemplativ langsam schwingt, und Gigi, mit dem sie lustvoll Geschichten ersinnt und spielt, in denen sich die beiden in Prinz Girolamo und Prinzessin Momo mit dem Zauberspiegel verwandeln. Ihr tagträumerisches Leben aber endet jäh, als sie das Eindringen der Grauen Herren in die Stadt bemerkt.

Im Hofspielhaus treten die Agenten der Zeitsparkasse, die die Menschen bedrängen, auf alle »nutzlosen« Tätigkeiten, wie Bücher zu lesen oder Filme anzuschauen, zu verzichten, im Halbdunkel als unheimliche Wesen mit neongrün leuchtenden bunten Gesichtern und Händen auf. Brummer hat Endes Roman einfach und zugleich raffiniert in einer schönen Mischung aus kindgerecht schlichter Erzählung und tollen Effekten mit Schwarzlicht und fluoreszierender Schminke inszeniert. Die Wände des Theaters färben sich zwischendurch violettrotlila. An einem von hellen Lichtlein übersäten Sternenhimmel

erscheint Kassiopeia als ein roter glühwürmchenartig flimmernder Punkt, der sich, von Momo geborgen, in eine handtellergroße Spielzeugschildkröte verwandelt, deren Stimme wundersam zart als das Klingklöngel eines Windspiels ertönt.

Kassiopeia geleitet das Mädchen ins Reich von Meister Hora. Der weise Hüter der Zeit ist im Hofspielhaus ein herrlich komisch ausgestaffierter Kauz, der einen großen befransten Blümchenlampenschirm auf dem Kopf und einen chinesischen Mantel trägt. Er stellt seiner Besucherin ein verzwicktes Rätsel, das die herzenskluge Momo mithilfe lustiger Kritzeleien auf eine Tafel löst. Von Meister Hora in das Geheimnis der Zeit eingeweiht, beschließt sie, den Kampf mit den Agenten der Zeitsparkasse aufzunehmen und ihre Macht zu brechen. Sie befreit die in einer zur Uhr umfunktionierten Blechschüssel gefangenen Stundenblumen und rettet ihre Freunde.

Mit »Momo« gelingt dem Hofspielhaus ein sehr liebenswertes Familientheaterstück mit zwei überzeugenden Darstellern. Marina Granchette ist eine reizende Momo, Tom von der Isar, der wunderbar großäugig staunend zuhören und strahlen kann, mimt wechselweise Gigi, Beppo, Meister Hora und die Grauen Herren. Am Ende sitzt die kleine Momo mit ihrem Prinz Girolamo, der den Kopf an ihre Brust geschmiegt hat, unterm Sternenhimmel und winkt der über diesen davontanzenden Kassiopeia zu. ||

MOMO

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8
1., 6., 8., 16. Februar, 12., 14., 20.–22., 26., 28. März, 4., 5. April | 18 Uhr (Do/Fr 20 Uhr)
Tickets: 089 24209333 | www.hofspielhaus.de

Das Recht auf Liebe

Ein Monster klagt in Mary Shelleys »Frankenstein« seinen Schöpfer an.

GABRIELLA LORENZ

Kaum zu glauben, dass Mary Shelley erst 19 Jahre alt war, als sie 1816 das heute berühmteste Monster der spätromantischen Schauerliteratur erschuf. Seit dem Erscheinen ihres Romans 1818 treibt Frankenstein sein Unwesen in zahlreichen Weiterdichtungen und Verfilmungen (Boris Karloff wurde zur Ikone). Dabei ging der Name seines Schöpfers Frankenstein in der Rezeption auf dessen namenlose Kreatur über.

Wie erfindet eine 19-Jährige so einen tiefgründigen Diskurs über die Verantwortung eines Schöpfers und das Recht eines erschaffenen Wesens auf Zuneigung und Menschlichkeit? In einem verregneten Sommerurlaub in Genf beschlossen die Dichter Percy Shelley und Lord Byron, dessen Frau Mary und deren Schwester Claire, jeder solle eine Schauer Geschichte schreiben. Mary verwirklichte als Einzige die Idee. Im Theater Viel Lärm um Nichts nimmt Margrit Carls in ihrer klugen Bühnenedaption den Suchprozess der Autorin als Ausgangs- und Angelpunkt, und Regisseur Andreas Seyferth lässt Mary als Stichwortgeberin stets präsent sein.

Großartig die Bühne von Peter Schultze: Nach und nach belebt sich das schwarz-weiße Manegen-Halbrund mit grafisch-abstrakten Projektionen zu Gebirgen oder Eismeeeren, hinter Gazewänden erscheint etwa die Familie Frankenstein. Anfangs sortiert Mary (Judith Bopp) in einem Höhlenraum auf Zetteln Schlüsselwörter, sucht eine Inspiration. Plötz-

lich stürzt ein Schattenriss von der Leinwand leibhaftig auf sie zu: der Student Frankenstein. Der fiebrig-nervöse junge Mann und Mary spielen sich nun die Bälle zu. Frankenstein brennt vor Wissenseifer und Ehrgeiz. Ihm gelingt das Unmögliche: einen aus Leichenteilen zusammengefügten Körper zu beleben. Doch vor der Hässlichkeit seines Geschöpfes und seiner Verantwortung dafür flieht Frankenstein. Das monströse Wesen muss sich selbst durchschlagen. Warum seine Erlebnisse es zum Mörder werden ließen, darüber rechnet es mit seinem Schöpfer ab in einer zentralen moral-ethischen Philippika (die man etwas kürzen könnte) mit der vehementen Forderung nach Liebe.

Das Monster spielt Arno Friedrich zunächst leicht äffisch im Nude-Trikot mit Strumpfmütze. Seine verzweifelte Lebensbeichte lädt Friedrich mit enormer Präsenz auf. Solche Spannung kann der junge Markus Beisl noch nicht halten. Dieser egoistische, selbstmitleidige Frankenstein taumelt hilflos wie Goethes Zauberlehrling dauernd am Rand des Nervenzusammenbruchs oder mittendrin, das ist schwer zu spielen. Beisl schlägt sich da achtbar.

Sven Schöcker als Vater, Patricia Ivanauskas als Braut oder Dienstmädchen und Daniel Wittmann als Freund charakterisieren wunderbar alle wechselnden Nebenfiguren, mit minimalen Veränderungen in Kostüm oder Frisur. Das fabelhafte Klangdesign von Axel

Alleingelassen:
Frankensteins Monster
(Arno Friedrich)
© Theater Viel Lärm um Nichts



Nitz schafft mit den Grafikprojektionen eine atmosphärische Kunstwelt, die einen hineinzieht, aber ihre Künstlichkeit betont. Das ist die große Stärke dieser eindrucksvollen Inszenierung. ||

FRANKENSTEIN
Theater Viel Lärm um Nichts | bis 28. März
Do bis Sa 20 Uhr | Tickets: 089 82929079
www.theatervielalermumnichts.de

Vexierspielhaft zwiespältig

Jochen Schölch inszeniert Joël Pommerats »Die Wiedervereinigung der beiden Koreas« mit viel Vertrauen in seine Akteure.

SABINE LEUCHT

Fünf Euro hat er ihr eingebracht, ihr offenbar erster Versuch, sich zu prostituieren. Und nun steht die Hure auf Probe im goldenen Licht und zupft sich den Rock zurecht. Und wie Verena Eckart das macht, mit ganz kleinen, sich des eigenen Körpers vergewissernden Gesten, wird plötzlich klar, worum es hier zweieinhalb Stunden lang ging: Das Sichselbst-Spüren, und sei es nur durch die Rückversicherung über andere, ist für alle Liebes- und Entliebungsszenarien zentral, auf die der französische Autor Joël Pommerat 19 Schlaglichter geworfen hat. In manchen von ihnen steckt der Keim zur großen Geschichte, andere zielen sketchlike auf die schnelle Pointe oder häufen boulevardesk Enthüllungsgeschichten aufeinander, an denen Ehen, Freundschaften und andere Illusionen zerbrechen.

Bei Jochen Schölch im Metropoltheater kommen alle Paare und Kombattanten aus dem Dunkel von Thomas Flachs leerer Bühne, deren zerkratzt Lackboden wie schwarzes Eis schimmert. Ganz zum Schluss, wenn Eckart sich um sich selbst dreht und die übrigen acht Schauspieler und Schauspielerinnen, die hier rund 50 Figuren verkörpern, als bleiche Gestalten in Rollschuhen die Bühne umkreisen, hat sich der Abend zu einem rätselhaften Bild entschlossen, zu einem atmosphärischen Finale, das ein Ausrufezeichen setzt. Bis dahin hat Schölchs Inszenierung von »Die Wiedervereinigung der beiden Koreas« alleine auf die Darsteller und das psychologische Ausbuchstabieren von Rollen gesetzt, die meist recht schnell vom Realistischen ins Absurde oder Surreale kippen. Das geht ganz unterschiedlich gut, weil einige der männlichen Akteure das Überschnappen der Stimme und das Kippen der Situation mehr

mechanisch forcieren als modulieren. Das kommt im Metropoltheater sonst selten vor.

Lucca Züchner aber kann Wahnsinn. Sie spielt die großen Zerrissenen in diesem Stück – wie etwa die Sekretärin, die ihren Chef fragt, ob er nachts, als sie auf seinem Sessel schlief, uneingeladen »in ihr« war – und bringt es fertig, sich nach einer Vergewaltigung zu sehnen, ohne dass es einen #metoo-technisch allzu sehr graust. Auch wenn man sagen muss, dass das 2013 in Paris uraufgeführte Stück alles andere als auf der Höhe der Genderdebatten ist. Fast alles sehr geschlechterbildkonform und heteronormativ hier – wenn auch mit starken Frauen respektive Schauspielerinnen wie Dascha von Waberer und Eli Wassercheid in schwindelerregend vielen Rollen.

Wenn Vanessa Eckart ein behindertes Mädchen spielt, das sich dagegen wehrt, ihr Kind abtreiben zu lassen und ihren selbst beziehungsgefrusteten Betreuer (Butz Buse) mit ihrem ungetrübten Glauben an die Liebe bekehrt, geht einem das Herz auf. Oder wenn Nikola Norgauer derart mädchenhaft lacht. Sie ist die demente Frau, deren Mann ihr täglich neu erzählt, wie sie sich kennenlernten: »Es war, als wenn Nordkorea und Südkorea ihre Grenzen öffnen und sich wiedervereinigen würden«. Wie viel hoffnungsvoller Immerwieder-Neubeginn in dieser traurigen Begegnung steckt! Wo wie hier aus einem Schlaglicht ein vexierspielhaft zwiespältiges Minidrama wird, ist der Abend richtig gut. ||

**DIE WIEDERVEREINIGUNG
DER BEIDEN KOREAS**

Metropoltheater | Florianmühlstr. 5
3.–6., 9., 11., 12., 14.–16. Feb.
20 Uhr (So 19 Uhr) | Tickets: 089 32195533
www.metropoltheater.com

Anzeige

TAMS 50 Jahre THEATER

1. März bis 9. Mai 2020

**WIR
SIND
TAMS!**

Gastspiele und Konzerte
von Freunden und Weggefährten

Mit GERHARD POLT,
DER EXPRESS BRASS BAND,
JÜRG KIENBERGER, THEATER APROPOS,
CHARLOTTE VON BOMHARD,
RUEDI HÄUSERMANN, und vielen anderen

Dieses Projekt wird gefördert von der
Landeshauptstadt
München
Kulturreferat

Das ganze Programm auf
www.tamstheater.de



Maria Baranova und Osiel Gouneo in »Der Nussknacker« | © S. Gherciu

Die Tänzerin Maria Baranova sucht die Herausforderung. Ein Porträt.

Con brio

CLEA ALBRECHT

Tänzer! Sie sind die Farben einer Choreografie. Wie auch könnten wir zum 50. Mal klassische Meisterwerke anschauen, ob nun von Petipa oder den nachfolgenden Koryphäen John Cranko und John Neumeier, um nur ein paar Namen zu nennen, wenn nicht immer wieder andere Protagonisten solche choreografischen Monumente neu zum Leuchten bringen würden. Dabei haben wir das große Glück, dass diese ganz speziellen Künstler sich nicht scheuen, die Mühen der Wanderarbeit auf sich zu nehmen. Und das spätestens seit dem 18. Jahrhundert. Beispiel par excellence: der Mailänder Tänzer und Choreograf Filippo Taglioni, der ständig unterwegs war zwischen Wien, München, Stuttgart und Mailand, Paris, Stockholm, Berlin und St. Petersburg, auch für mehrjährige Engagements. Und dies zum Teil mit Frau und seinen Tänzerkindern, der berühmten Marie Taglioni, Sohn Paul und dessen Tochter, Marie der Jüngeren. Eine Erholungstour waren diese ständigen Ortswechsel damals nicht. Mit den modernen Transportmöglichkeiten, einer digital vernetzten Welt, nicht zuletzt dank personell viel besser ausgestatteter Ballettdirektionen ist das Länder- und Theater-Hopping doch erheblich leichter geworden, wenn auch immer noch anstrengend genug.

Von irgendwelchen Unannehmlichkeiten ließe sich Maria Baranova, Prototyp der aktuellen selbstbestimmten Tänzergeneration, aber ohnehin nicht von einer künstlerischen Selbstverwirklichung abhalten. Seit Saisonbeginn 2019/20 ist sie Erste Solistin im Bayerischen Staatsballett: eine wahre Tanznomadin, wie ihre Laufbahn verrät. Das »Weiterziehen« hat die 1992 in Finnland geborene Tochter ukrainischer Eltern wohl schon in den Genen mitbekommen. Der Fußballchampion-Papa war in Helsinki gefragt. Und so erhält Baranova am Helsinki Dance Institute ihre Tanzausbildung.

2008 nimmt sie am Prix-de-Lausanne-Wettbewerb teil. Hamburgs Ballettchef und Jurymitglied John Neumeier bietet ihr ein zweijähriges Stipendium in seiner Schule an, engagiert sie jedoch schon 2009, nach nur sechs Ausbildungsmonaten, in sein Ensemble. 2011 folgt sie dem Ruf von Kenneth Greve nach Helsinki, der die erst 19-Jährige in seinem Finnischen Nationalballett gleich zur Ersten Solistin macht. 2015 reizt sie der Sprung in die USA zum Boston Ballet. Und jetzt München.

Was für ein Parcours! Gesäumt von Wettbewerbsmedaillen, vielen Rollen und wichtigen Erfahrungen – künstlerische vor allem bei John Neumeier. »Ja, sein Verständnis von Tanz, seine Vision!«, blickt Baranova zurück. »In der Ausbildung geht es ja grundlegend um die körperliche, die technische Leistung, bei Neumeier jedoch zuerst um die Emotion, dann erst um Schritte. Er kann förmlich durch

einen hindurchsehen. Als junges Ensemblemitglied erschrickt man, fühlt sich aus seiner Komfortzone geworfen und ist gleichzeitig fasziniert. Er ist ein Genie.« Dass sie 2011 zum Finnischen Nationalballett wechselte, könnte Neumeier, dessen Arbeit auch auf dem langjährigen Einsatz seiner Tänzer beruht, durchaus enttäuscht haben. »Mit 17, 18 ist man noch sehr jung. Und das Leben in solch einem prominenten Ensemble ist hart«, erklärt Baranova ihre damalige Entscheidung. »Es gibt, und ja auch nur zu verständlich, immer Eifersüchteleien. Ich selbst fühlte mich unter Druck, besonders wenn ich unerwartet für eine erkrankte Solistin einspringen musste, also zum Beispiel für die Hauptrolle in »Manon Lescaut« nur etwa sechs Tage hatte. Außerdem fühlte ich mich in Deutschland einsam.«

Aber auch Helsinki lässt sie hinter sich, nachdem sie das zwischen Petipa-Klassik und Kylián-Moderne breit gefächerte Repertoire getanzt hat. 2015 geht es ab nach Boston. »Die USA, das ist wirklich eine ganz andere, eine irre beschleunigte Welt«, sagt sie. »Die Theater werden nicht wie hier staatlich subventioniert. Als Tänzer hat man jeweils nur einen 40-Wochen-Vertrag, muss in der engagementfreien Zeit eigenständig über die Runden kommen. Die Probenzeit ist durchwegs extrem kurz, und ein Ballettabend wird etwa 45 Mal ensuite getanzt.« Man könnte das Knochenjob nennen. Aber Baranova meint nur: »Dann hat man die Choreografie irgendwann hundertprozentig im Körper.« Sie sucht die Herausforderung, und die ja jeweils auch mit Erfolg. Die Zeit bei Neumeier habe sie stark gemacht, gibt sie anerkennend zu, es sei eine Lebensschule gewesen. Boston war das sichtlich auch.

Und nun das Bayerische Staatsballett mit seiner reichen Palette von Handlungsklassikern, in denen eine Ballerina über die Technik

hinaus ihre darstellerischen Fähigkeiten ausloten und entwickeln kann. Und Technik, zugeschliffen in russischer Schule, hat sie. Man schaue sich auf YouTube Maria Baranova als Medora in Ivan Liškas »Coraire« nach Petipa an (eine Aufführung in Helsinki). Von ihrer Statur her ist sie filigran, aber stählern auf Spitze bei dennoch weich fließenden Ports de bras. Ihr Brio konnte sie in München noch gar nicht austanzen. Bis jetzt hatte sie hier vier Debüts: Kitty in Christian Spucks »Anna Karenina«, Phrygia in Juri Grigorowitschs »Spartacus«, Swanilda in Roland Petits »Coppélia« und Marie in John Neumeiers »Nussknacker«. Man hat sie also in jugendlichen Partien gesehen, verspielt, komödiantisch, kokett, auch als eine lyrisch verhaltene Phrygia. Die großen dramatischen Rollen, für die sie wohl nach München kam, liegen noch vor ihr: die Tatjana in John Crankos »Onegin«, die Marguerite in John Neumeiers »Kameliendame« und Anna Karenina bei Christian Spuck. Baranovas Laufbahn bis jetzt verrät ihre Aufbruchenergie, ihre Willensstärke. Im Gespräch erkennt man in ihr einen ernsthaften, sehr überlegten Menschen. In Bezug auf ihre Hamburger Zeit, also ihr allererstes Engagement, sagt sie: »Ich habe mir damals so sehr eine Unterstützung gewünscht.« Bleibt zu hoffen, dass sie auf dem Weg ins dramatische Fach hier eine solche helfende Hand findet. Und vielleicht sieht man sie ja im März/April in Ray Barras »Schwanensee«. ||

BAYERISCHES STAATSBALLET

Nationaltheater | »Die Kameliendame«: 5./14. Feb., 1./3. März | »Schwanensee«: 25./30. März, 4./5. April | »Coppélia«: 8./14. April
Achtung: Die Besetzung wird erst kurzfristig bekanntgegeben | www.staatsballett.de



»Schön Anders«:
Jovana Zelenović,
Jin Lee, Roni Sagi,
María Casares
González, Ceren Oran
© Pavlo Kochan

Das Leben der anderen

Drei Fragen an Ceren Oran zu ihrer Produktion
»Schön Anders«, drei Antworten aus der Werkstatt.

Die in Istanbul geborene, in Salzburg bei SEAD ausgebildete Ceren Oran ist seit einigen Jahren eine feste Größe der Münchner Tanzszene. Zuletzt entwickelte sie für das Festival Dance die Open-Air-Dauerperformance »Who is Frau Troffea?«. Fast immer sind Livemusiker*innen Teil ihrer Performances. Seit einigen Jahren macht sie auch Stücke für junges und jüngstes Publikum. International erfolgreich war »Elefant aus dem Ei«, eine Entwicklungsgeschichte vom Aufwachen und von Veränderung, von Freundschaft und Abschied.

Gibt es in der neuen Produktion wieder Figuren/Charaktere, werden Geschichten entwickelt? Und worum geht es?

Im Unterschied zum Stück »Elefant aus dem Ei«, in dem die Charaktere im Vordergrund standen, ist »Schön Anders« anders: Der Fokus liegt hier vielmehr auf der Entwicklung unterschiedlicher Bilder und Situationen durch die Präsenz diverser Körper, durch kraftvollen Tanz und Livemusik. Die Arbeit ist nicht narrativ und richtet sich an Kinder ab sechs und an Familienpublikum. Das internationale Team besteht aus einem Musiker und fünf Tänzer*innen, die in ihrem künstlerischen Vokabular sehr individuell sind. Das ist sehr inspirierend! Unser Ausgangspunkt war die Untersuchung von Eigenwahrnehmung, Selbstbild und individuellen Bedürfnissen in Verbindung mit dem Wunsch nach sozialer Zugehörigkeit. Wir versuchen, verschiedene Stationen in der Persönlichkeitsentwicklung mit spielerischen, humorvollen oder berührenden Bildern zu illustrieren. Und in der Auseinandersetzung mit dem Selbst in der Gesell-

schaft stellen wir uns folgende Fragen: Wer bin ich und wie beeinflusst mich die Gesellschaft? Kann ich in dieser Gesellschaft so leben, wie ich bin? Was macht mich einzigartig? Insbesondere in unserem Probenprozess im israelischen Kibbutz Neot Samandar – der Heimat des Tänzers Roni Sagar – haben wir hierzu sehr spannende Erfahrungen gemacht.

Wie fasst – Ihrer Erfahrung nach – ein junges Publikum »Verhalten« auf, wie schätzt es »Andersartigkeit« ein?

Ich denke, dass die jungen Menschen sich in einem Prozess befinden, in dem sie »Verhalten« noch modifizieren, und dass sie noch flexibel und offen für Neues sind. Über Beobachtung und Erfahrungen in ihrem sozialen Umfeld, speziell in Familie, Schule, Freundeskreis, loten sie unterschiedliche Verhaltensweisen aus. Vielleicht entwickeln sie beim Betrachten des Stücks eine Erinnerung an eine eigene Erfahrung. Wie ein Kind das Anderssein wertschätzt, hängt sicherlich stark von der unmittelbaren Umgebung ab. In einem Umfeld voller Offenheit und Neugierde möchte ein Heranwachsender sicher mehr über sich und andere erfahren. Das macht dann wiederum die Individualität eines Menschen aus. Vielleicht ist das auch der Grund, warum ich das Stück mit fünf sehr unterschiedlichen Künstler*innen entwickelt habe. Ich mag es, dass diese Fragestellungen in ihnen bewusst und unterbewusst immer präsent sind.

Mit welchen künstlerischen Strategien interagieren die Körperkunst Tanz und die Musik, wenn Sie »Zugehörigkeit« und »Abweichung« inszenieren?

Das ist eine spannende Frage. Für mich gehören Musik und Tanz untrennbar zusammen.

Als Choreografin und Tänzerin kann ich mir das eine ohne das andere gar nicht vorstellen! In meinen Stücken sind die beiden Elemente in ständigem Austausch – das ist vielleicht das signifikanteste Charakteristikum meiner Arbeiten. Für diese Performance arbeite ich mit dem österreichischen Pianisten Benny Omerzell zusammen, der mit seinen Kompositionen der »Zugehörigkeit« und der »Abweichung« eine Stimme, eine Melodie gibt. Der beste Weg, um die Harmonie und Zusammengehörigkeit zwischen Tanz und Musik zu finden, ist die Improvisation: Zuerst entwickeln die Tänzer*innen Bilder und Szenen. In der Weiterentwicklung suchen wir nach der

Musik, die diese Bilder am besten unterstreicht. Auch bei den »Abweichungen« bleibt die Harmonie zwischen Musik und Tanz bestehen, wir suchen aber verstärkt die Kontraste und setzen einen Gegenpol zum zuvor gezeigten Bild. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

CEREN ORAN: SCHÖN ANDERS

HochX | Entenbachstr. 37 | **6. Februar**, 9 und 11 Uhr | **7. Februar**, 10 Uhr | **8. Februar**, 15 Uhr
Info und Tickets: www.theater-hochx.de

|| VORMERKEN! ||

11./12. Februar

OVERHEAD PROJECT:

»MY BODY IS YOUR BODY«

HochX | Entenbachstr. 37 | jew. 20 Uhr
Info und Tickets: www.theater-hochx.de

Der Choreograf Tim Behren ist Spezialist für zeitgenössischen Zirkus und Leiter der international ausgezeichneten Kompanie Overhead Project. Die erarbeiteten Produktionen an der Grenze von Zirkus, zeitgenössischem Tanz und Performance – wie zum Beispiel »My Body is Your Body« mit der Brechung von Blickrichtungen und dem Wechsel der Perspektiven auf Körper. Das Gastspiel findet im Rahmen einer Initiative des BUZZ – Bundesverband zeitgenössischer Zirkus e.V. statt, der in München seine Mitgliederversammlung abhält (www.bundesverband-zeitgenoessischer-zirkus.de) und am 10. Februar im HochX einen Informationsabend präsentiert, denn zeitgenössischer Zirkus ist eine vielfältige Kunstform mit mehr als nur artistischer Fertigkeit, die sich nun auch in Deutschland immer stärker etabliert.

28. Februar, 1./3./6./12./13. März

EYAL DADON: »SALOME TANZ«

Gärtnerplatztheater | 19.30 Uhr (Premiere 28.2.) / 18 Uhr (1.3.) / 19.30 Uhr (März sowie 3. und 22. April) | Tickets: 089 21851960, www.gaertnerplatztheater.de

Wird Johannes der Täufer ein verliebtes Tänzchen mit Salome aufs Parkett legen? Oder wird diesmal gleich sie geköpft, der Inbegriff der Fatale? Man kann sich so etwas fragen, denn immerhin lädt das Gärtnerplatztheater – bis zur Premiere von »Salome Tanz« – die Besucher*innen der Homepage zu Abstimmungen ein, deren Ergebnis den jeweiligen Verlauf der Vorstellung mit bestimmen werden. Den Legendenstoff vorgenommen hat sich der Israeli Eyal Dadon, der Tänzer war und danach Probenleiter, Hauschoreograf und Sound-Assistent der berühmten, von Rami Be'er geleiteten Kibbutz Contemporary Dance Company. Dadon ist künstlerischer Leiter des »House of Dance« in Be'er Sheva, hat dort sein eigenes Ensemble, die SOL Dance Company, und ist weltweit als Choreograf erfolgreich.

Anzeige

FASZINATION ERLEBEN

11.–15.03.2020

Erstklassiges Kunsthandwerk, hohe Handwerkskunst und kunstvolles Design zum Anfassen und Mitnehmen. Besuchen Sie unsere einzigartigen Sonderschauen EXEMPLA (Thema 2020 „50 Jahre EXEMPLA“), TALENTE, MEISTER DER MODERNE und SCHMUCK. Willkommen auf der «Handwerk & Design».

HANDWERK & DESIGN
auf der Internationalen Handwerksmesse

Messe Gelände München
www.ihm-handwerk-design.com



Was uns durchs Leben trägt

Mustermix im Großstadt-Dschungel: Damenschuhe | 2018 | Lederimitate
Fest geschnürt mit goldenem Absatz: Stiefeletten | 1900/1910 | © Münchner Stadtmuseum (2)



Warum brauchen Frauen mehr Schuhe als Männer? Weil sie mehr Füße haben. Diese Antwort ist die einzige, die fassungslose Männer zum Schweigen bringt, wenn sie die Neuerwerbungen ihrer Frauen, Freundinnen, Mitbewohnerinnen etc. zu kommentieren versuchen. Der Schuh ist ein Objekt der Begierde, seit der Mensch aufrecht geht. Im Stadtmuseum wird der Fußbekleidung nun unter kulturhistorischen und soziologischen Aspekten gehuldigt. Zu sehen sind etwa 500 Schuhpaare, vom Babyschuh über den Brautschuh bis zum Gummistiefel, und vor allem geht es um die Emotionen, die sie hervorrufen können.

Der Schuh – wie auch die Tasche, die wir als Suchtmittel hier ausklammern – war immer auch ein Statussymbol: Absatzschuhe des Barock und Rokoko erhöhten ihre Träger demonstrativ über das einfache Volk, egal mit welchen Schmerzen dies einherging. Heute versetzen die neuen Kollektionen halsbrecherisch hoher Stilettos die Damen in Hysterie, und in speziellen Kursen kann man lernen, wie man sich in diesen Teilen bewegt, ohne liegend in die nächste Ambulanz abtransportiert zu werden. Schuhe sind Machtsymbole und

Zeichen der Gruppenzugehörigkeit: Boots wie die DocMartins begleiten Jugendliche und Junggebliebene seit Jahrzehnten durch alle Lebenslagen, inzwischen auch in der veganen Version. Niemand läuft so beneidenswert elegant auf monströsen Plateaus übers Pflaster wie die VertreterInnen der Drag-Szene, während Frauen in flachen Herrenschuhen schon lange durch Straßen und Büroflore eilen. Ein Schuh kann zum Fetisch werden, nicht nur für Voyeure. Man erinnere sich nur an den gläsernen Pantoffel! Sammlerherzen schlagen höher, wenn in Auktionen legendäres Schuhwerk von prominenten Diven versteigert wird. Vom dekadenten Schnürstiefel ist es nicht weit zur aufwendigen Schnürkorsage, und beides steht für die Faszination kurviger Silhouetten. Der Schuh wird zum erotischen Transmitter, der mehr auslösen kann als viele Worte.

Zum Ausgleich zeigt die Ausstellung aber auch reine Zweckschuhe, vom historischen Wanderschuh bis zum heutigen Schuhwerk eines Geflüchteten. Aus der Not geborene Konstruktionen aus Gummireifen, Kork, Stroh, Holz und Nägeln werden aktuellen künstlerischen Design-Experimenten aus Baumpilzen, Mais, zerriebenen Steinen und Tierhufen

gegenübergestellt. Neben dem hauseigenen Sammlungsbestand hat Kuratorin Isabella Belting 35 Schuhobjekte internationaler Künstler, darunter Amber Ambrose, Cristina Franceschini, Zaha Hadid, Alice van Opstal, Caro Peirs, Joyce Verhagen und Erwina Ziomkowska, ausgewählt, die das Wesen des Schuhs aus anderen Perspektiven interpretieren. Das reicht vom architektonischen Metallobjekt über den Schuh als Waffe bis hin zur skulpturalen Cicciolina-Reminiszenz. Erstaunlich bei all diesen Varianten, vom Gebrauchs- bis zum Kunstobjekt, ist, wie sich die Formen über Jahrhunderte immer wiederholen. Will man daraus ableiten, wie es um die kulturelle Innovationsfähigkeit steht, muss man folgern: Bodenhaftung mahnt zur Demut. || cp

READY TO GO! SCHUHE BEWEGEN

Münchner Stadtmuseum | St.-Jakobs-Platz 1 | bis 21. Juni
Di-So 10-18 Uhr | Der Katalog (Edition Braus, 247 Seiten,
ca. 450 Farbabbildungen) kostet 29,90 Euro | www.muenchner-stadtmuseum.de



Ein edles Memory mit 360 Spielsteinen – Muschelspiel, Japan, Edo-Zeit (1603–1868) | Holzkästchen, Papier, Blattgold, Farben; bemalte Muschelschalen
© Museum Fünf Kontinente, Nicolai Kästner

Symbol einer langen Friedenszeit: die von Efeu umwachsene Kriegstrommel – Kabuki-Theatergewand, Japan, späte Edo-Zeit (1603–1868) Satin, Stickerei, mit Metall umwickelte Papierfäden, Wattierung | © National Museum for Japanese History, Toru Katsuta

Lackkunst und Muschelspiel

Philipp Franz von Siebold war im 19. Jahrhundert ein Pionier der Japanologie. Sein »Museum«, die Kategorisierung und Präsentation seiner einzigartigen Sammlung, mit der man die fremde Kultur kennenlernen konnte, wurde nun rekonstruiert.

THOMAS BETZ

Im Arkadengebäude im Hofgarten präsentierte ab Mai 1866 Philipp Franz von Siebold 1600 Objekte seiner Japan-Sammlung. Eine wissenschaftliche Großtat, ein grandioser Überblick über Brauchtum, Handwerk und Kunstfertigkeit Japans. Andererseits lag ein Schatten über dem »Siebold'schen Japan-Museum«. König Ludwig II. kam nie zu Besuch. Eintritt durfte Siebold nicht erheben, als Privatmann zu Gast in dem öffentlichen Gebäude, das oben die königliche ethnografische Sammlung beherbergte. Dass die Räume so gut wie nicht beheizt waren und Feuchtigkeit eindrang, schadete den Exponaten wie der Gesundheit des Sammlers. Denn der arbeitete, wenn er nicht als Führer parat stand, in einem Nebenraum weiter an seinem großen »Nippon«-Werk, einer ethnografischen Darstellung dieses lange verschlossenen, nun sich öffnenden Landes.

Auch in seinem Münchner Logis, einem Zimmer in der heutigen Von-der-Thann-Straße, schrieb er unermüdlich, forschte an seinen weiteren Materialien, die zwischen Japan, Holland, Würzburg und München verstreut waren. Mit seinem 14-jährigen Sohn Heinrich, der dem Vater half, lebte er dort spartanisch, sie aßen »gewöhnlich zusammen für 40 Kreuzer zu Mittag«. Eine dritte Japanreise, die Siebold zusammen mit seinem Ältesten, Alexander, damals Sekretär der Englischen Gesellschaft in Japan, unternehmen wollte, ließ sich nicht realisieren.

Happy End?

Siebolds Verkaufsangebot der Sammlung an den Staat lief beim König und bei den Abgeordneten des Landtags ins Leere. Bayern hatte damals kein Geld. Auch nicht nach seinem Tod im November 1866 an Erkältungsfieber oder Blutvergiftung. Siebolds Familie musste das Zimmer räumen und den wissenschaftlich bedeutenden Nachlass in Teilen zu Geld machen. Einem Buchhändler wurden 85 Zentner Schriften und Bücher zur Auswertung übergeben, aber der Betrüger vernichtete 20 Zentner als Altpapier und verschleuderte unter der Hand die kostbaren illustrierten Exemplare von Siebolds »Fauna Japonica« und »Nippon«. Und auch 1869 wurde der stets von der Reichsrätekammer befürwortete Ankauf der Sammlung für 5000 Gulden der Witwe gegenüber wiederum abgeschlagen.

Erst 1874 wurde der Erwerb der Siebold-Sammlung genehmigt, die einen wichtigen Grundstock der 1868 im Galeriegebäude des Hofgartens eröffneten staatlichen ethnografi-

schen Sammlung bildete, dem späteren Völkerkundemuseum und heutigen Museum Fünf Kontinente. (Schon 1835 hatte Siebold König Ludwig I. ein Konzept für ein ethnografisches Museum präsentiert.)

Die aktuelle Ausstellung im Museum Fünf Kontinente hat aus diesem grandiosen Siebold-Bestand 310 Stücke ausgewählt, nachdem sechs Jahre Forschung in Kooperation mit dem National Museum of Japanese History investiert wurden, um die Sammlung in einer Datenbank zugänglich zu machen. Auch wurden Siebolds Ordnungssystematik und seine Ausstellungspraxis rekonstruiert, so dass die Besucher*innen nun – mithilfe eines Begleithefts – die Kategorien nachvollziehen und befragen können. Erstens bei den Rohstoffen (wie Tabak) und gewerblichen Erzeugnissen (etwa Flechtwerk),

von alltäglichen Gebrauchsgegenständen bis zu meisterlichem Kunsthandwerk wie die faszinierenden Lackarbeiten. Zweitens bei Wissenschaft und Kulturdiskursen (Münzen, Literatur, Malerei, religiöse Objekte). Am Beispiel jeweils wunderbarer Exponate! Denn die Sammlung sollte sowohl helfen, Handelsbeziehungen anzuknüpfen, als auch Verständnis für die japanische Kultur und Lebenspraxis wecken. Ein Highlight ist das Zeremonialschwert samt kunstvoller Hülle und Ständer, das der als Vertreter der niederländischen Handelskompagnie eingereiste Siebold 1861 vom Shogun zum Dank für sein Wirken als Regierungsberater in Edo (Tokio) erhalten hatte – zum Abschied, denn der niederländische Gesandte ließ den bei den Japanern hochgeschätzten und gut vernetzten Siebold entfernen.



Stoff für eine Fernseh-Saga

Das war der zweite bittere Abschied des Forschers und Kulturvermittlers. Denn Siebolds Geschichte böte Stoff für eine großangelegte Fernsehserie. Der junge Würzburger Arzt bekam 1823 vom niederländischen Gouverneur eine Stelle auf der Enklave Dejima im Hafen von Nagasaki, als das noch streng abgeschottete Japan kaum Kontakte zuließ. Er knüpfte Beziehungen mit führenden Gelehrten des Reiches und zum Hof, bildete Schüler in westlicher Medizin aus, konnte für seine Arbeit sogar ein Landhaus auf dem Festland beziehen. Und sammelte! Vom Hofastronomen erhielt er verbotenerweise aktuelles Kartenmaterial, was auf der Rückfahrt 1828, nach einem Taifun, bei einer Prüfung der Ladung entdeckt wurde: Siebold wurde auf Lebenszeit ausgewiesen, seine japanische Frau (später die erste Frauenärztin Japans sowie Ärztin der Kaiserin) und seine Tochter mussten zurückbleiben.

In den Niederlanden dann begann er seine umfassenden Werke zur Kultur, Pflanzen- und Tierwelt, stellte privat ab 1832 in Leiden seine durchsystematisierte Sammlung aus – das erste selbständige ethnografische Museum! –, die 1837 vom Staat angekauft den Grundstock des völkerkundlichen Rijksmuseums bildete. Er betrieb auch einen Akklimatisationsgarten, um asiatische Pflanzen in Europa bekannt zu machen. Die übrigen Bestände und das in Europa und auf Siebolds zweiter Japan-Reise 1859–1861 weiter Gesammelte wurden dann – siehe oben – ein Grundstock des Münchner Völkerkundemuseums. Wobei vieles noch heute Stoff für die Forschung bietet. »Wie standhaft stark ist er doch!«, das bedeuten die chinesischen Schriftzeichen auf Siebolds Grabdenkmal, was sich auf die harmonische Lebensführung eines Edlen bezieht. Das findet sich (Feld 33, Reihe 13, Nr. 5) auf dem Alten Südlichen Friedhof, und die erstmals seit 100 Jahren ausgestellte Sammlung des bedeutendsten Japanologen seiner Zeit sollte man jetzt unbedingt besuchen. ||

COLLECTING JAPAN. PHILIPP FRANZ VON SIEBOLD'S VISION VOM FERNEN OSTEN
Museum Fünf Kontinente | Maximilianstr. 42
bis 26. April | Di bis So 9.30–17.30
Kuratorenführung mit Bruno Richtsfeld: **2. Feb., 1. März, 26. April**, 14–15 Uhr (max. 25 Pers.)
Führungen der MVHS: **16. Feb., 15. März, 19. April**, 14–15 Uhr | Vortrag von Prof. Dr. Klaus Vollmer über Japan im frühen 19. Jh.: **12. Feb.**, 19 Uhr (Eintritt frei)
www.museum-fuenf-kontinente.de

Von Adam bis zur Raumfahrt

Was man mit dem Material Ton alles anstellen kann, zeigt eine faszinierende Ausstellung der Keramikklasse der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle in der Galerie Handwerk.

JULIE METZDORF

Ein Stockschwamm ist ein seltsames Ding. Es verbindet das weiche und bauschige eines Schwamms mit der festen Länge eines Stocks. Keramiker befreien mit diesem selbst gebastelten Werkzeug den Boden eines engen Gefäßes vor dem Brand von überschüssiger Feuchtigkeit. Wenn die Keramikklasse der renommierten Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle ihre Ausstellung nun nach diesem kuriosen Werkzeug benennt, darf man sich freuen: auf Materialästhetik und Sinnlichkeit und auf eine Kunst, bei der noch selbst Hand angelegt wird. Über die handwerklichen Wurzeln ist man in Halle allerdings längst hinausgewachsen, und auch sachliches Gebrauchsgeschirr, wie es Marguerite Friedlaender und Gerhard Marcks vom Bauhaus kommend in Halle entwickelt haben, werden an der Burg schon lange nicht mehr hergestellt. Gertraud Möhwald hat die Klasse stattdessen in den 70er Jahren zum Experimentierkessel gemacht. Ihr Schüler und aktueller Leiter der Klasse, Martin Neubert, geht diesen Weg konsequent weiter, er begreift Keramik als selbstverständliche Disziplin innerhalb der Bildenden Kunst. »Es gibt für die Keramik keine Nische.«

Da ist etwa eine Gruppe von Objekten, irgendetwas zwischen Batzen, Gefäß und Figur, aus grobem Ton, manche roh, andere glasiert. Der Clou ist die Art der Formwerdung: Nele Vogt hat das Material erkundet, indem sie einfach mal beherzt in so einen Batzen frischen Tons hineingegriffen hat. Kein gleichmäßiges Drehen an der Töpferscheibe, kein Glätten mit dem Spachtel, kein Versäubern mit dem Schwämmchen: Einzig durch den Druck der Hand kamen die Formen zustande. Man sieht noch die Spuren der Finger, die Wölbung des Handballens, den Abdruck eines Daumens. Bei der Materialerkundung noch eine Stufe weitergegangen ist Karlotta Reisch: Drehen, Walzen, Schneiden, Kneten, Rollen, Ziehen, Zupfen, Reißen, Gießen – was auch immer man mit Ton machen kann, hat sie

ausprobiert. »Ich hab mich mit der Drehscheibe auseinandergesetzt, mit der Abformung, aber auch mit Handformung oder Auftragen von Schlicker, und je nachdem wie der Ton bearbeitet wird, hat er eine andere Anmutung.« Die so entstandenen Formen hat Reisch zu einer Installation zusammengefügt: lange dünne Wülste neben perfekt gedrehten Scheiben, garniert mit Streuseln aus gezupftem Ton: ein Material gewordener Spielraum, in dem sich alles um das Material Keramik dreht.

Ganz anders eine Arbeit von Olivia Pils. Ihre Installation erinnert an ein Labor. Rosafarbener Schaumstoff, durchsichtige Plastikschläuche, spiegelnde Glasoberflächen: Alles ist hell und sauber, aber auch kühl und kalt, manches wirkt nass, glitschig, eklig. Scheinbar organisch Gewachsenes liegt hier neben technoidem, industriell Hergestelltem auf einem OP-Tisch, auf dem die Künstlerin die Wissenschaft seziert und deren Hybris offenlegt: Einerseits dreht sich in der Forschung alles um den Körper und seine Funktionen, doch wer Verfall, Krankheit und Tod überwinden will, negiert den menschlichen Körper gleichzeitig. Ton scheint das ideale Material für dieses Thema – vom Batzen Lehm, aus dem Gott Adam schuf, bis zur technischen Keramik für die Raumfahrt sind dem Material Menschwerdung und Überwindung naturgegebener Grenzen kulturhistorisch schon eingeschrieben. Trotzdem ist Ton für die Künstlerin nur ein Material unter anderen. »Ich



Handgemacht! – Nele Vogt: »terra« und »gää« | © Alexander Burzik



Manuela Homm: »BaustelleSynergie« | Installation (Teilansicht) | © Jens Pahl

benutze auch Wachs, Silikon, Plexiglas oder Spiegel, also die Materialästhetik spielt eine große Rolle, das Gefühl, das es hervorruft. Porzellan benutze ich sehr gern, weil es das Kalte bringt, niedrig gebrannter Ton hat wieder eine ganz andere Wirkung.«

Von Hermann Grüneberg ist in der Ausstellung eine Engelsfigur zu sehen: eine fantastische, mystische Figur, 80 Zentimeter hoch, expressiv bemalt, mit schwarzen Federn und auf tönernen Rädern stehend. Um das tradierte Engelsbild als Beschützer oder Vermittler von Tod oder Heil geht es hier nicht, Grünebergs »New Angel« ist vor allem eine Auseinandersetzung mit dem Menschen. Das Material Keramik erlaubt ihm dabei ein prozesshaftes Arbeiten ganz nach seinem Gusto, mit all seinen Möglichkeiten der Veränderlichkeit und des Wachsens, des Collagierens und Montierens. »Und es gibt auch noch den schönen Teil des Aus-der-Hand-Gebens: Am Ende geht die Skulptur in den Ofen, und es wirken Kräfte mit Ergebnissen, die so nicht gedacht waren.« Keramik als Experiment mit offenem Ausgang – freier kann Kunst gar nicht sein. ||

STOCKSCHWAMM

Galerie Handwerk | Max-Joseph-Str. 4 / Eingang Ottostraße bis 22. Februar | Di/Mi/Fr 10–18 Uhr, Do 10–20 Uhr, Sa 10–13 Uhr | Eintritt frei | Führung jeden Donnerstag, 18.30 Uhr www.hwk-muenchen.de/galerie

Anzeigen

15. → 22.02.20
AKADEMIE
THEATER
BEWEGUNGS
PROJEKT
NACH SHAKES
PEARES
OTHELLO

**OTHELLO
REMIX**

089
2185 1970
THEATER
AKADEMIE
.DE

theater
akademie
august
everding

HOCHSCHULE
FÜR MUSIK UND THEATER
MÜNCHEN

Die
Abenteuer
des
Prinzen
Achmed

13.02.
2020

VERBODENES
KAMMER
THEATER
MÜNCHEN

Filmkonzert mit
Renard Garcia-Fons
und Ensemble

Infos und Tickets unter
www.kulturstaftung.de

BÜRGERHAUS
Hellmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal PULLACH

20 Jahre Bühne
Das Jubiläumsprogramm

Josef Pretterer
Donnerstag 13.02.2020
Beginn: 20 Uhr

Die Dinge bleiben, Menschen müssen gehen

Zum Tod des Kunsthistorikers und
Museumsdirektors Florian Hufnagl.



Prof. Dr. Florian Hufnagl
© Hannes Magerstaedt

JULIE METZDORF

Wenn es auch in der Gestaltung so etwas wie das absolute Gehör in der Musik geben sollte, dann hat Florian Hufnagl es gehabt: das absolute Auge. Fast 200 Ausstellungen hat er in seinem Leben gemacht, für die Neue Sammlung in München hat er fast 90.000 Objekte erworben. In seinem eigenen Haus in Waldperlach hatte der »Gestaltungsfreak«, wie er sich selbst gern nannte, nur wenige Objekte um sich, die ihm persönlich am Herzen lagen. Ein japanischer Tansu beispielsweise: ein niedriger Schrank aus sehr leichtem Holz, aber mit Eisenverstrebungen und Griffen, sodass er stabil und gut transportierbar war. In weitestem Sinn ein Vorläufer moderner Rollkoffer. Solche Bezüge haben dem Kunsthistoriker gefallen. Wie ihm das Denken grundsätzlich Spaß machte – angeheizt durch Zigarettenrauch und wenn möglich bei sehr gutem Essen und ausreichend Wein.

Aufgewachsen als Architektensohn in der Münchner Au studierte Florian Hufnagl Kunstgeschichte, Bayerische Geschichte, Archäologie, Schriftenkunde, Architekturgeschichte und vieles mehr, insgesamt wurden es 13 Nebenfächer. »Man muss sich genau auskennen, damit man weiß, was es alles schon gegeben hat, damit man nicht übermütig wird und meint, man habe die Welt neu erfunden«, sagte er mit einer Mischung aus Demut vor dem Weltwissen und Stolz auf sein

eigenes Wissen. Promoviert hat er über den Architekten Gottfried von Neureuther, den Erbauer der Münchner Akademie der Bildenden Künste und zahlreicher bayerischer Bahnhöfe.

Parallel zum Studium arbeitete Hufnagl in privaten Galerien mit. Noch vor dem Abitur hatte er Gunter Sachs kennengelernt und arbeitete für ihn und sein privates Modern Art Museum München (MAM), das damals in der Villa Stuck ausstellte. Auf diesen Erfahrungen gründete Hufnagls Verständnis vom zeitgemäßen Museum als ein die Hierarchien zwischen den Künsten aufhebendes, in Dialog und Wechselwirkung mit der Gesellschaft stehendes »musée engagé«. 1968 wurde er Assistent des Kunsthistorikers Siegfried Wichmann bei der Megaexposition »Weltkulturen und moderne Kunst«, die anlässlich der Olympischen Spiele 1972 im Haus der Kunst stattfand. Nach dem Studium volontierte er beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege.

1980 kam Hufnagl als Konservator an die Neue Sammlung, 1990 wurde er Direktor des Hauses, das damals noch im westlichen Gartentrakt des Bayerischen Nationalmuseums untergebracht war. Im gleichen Jahr beschloss die Bayerische Staatsregierung den Neubau eines Museums der Moderne – die heutige Pinakothek der Moderne, 2002 eröffnet und mit insgesamt vier Museen unter ei-

nem Dach ein ideales Modell für das Zusammenwirken der Künste. In Nürnberg eröffnete im Jahr 2000 das Neue Museum für Kunst und Design seit den 50er Jahren. In beiden Häusern war Hufnagl für den Bereich Design verantwortlich.

Man muss wissen: Die Neue Sammlung in der Pinakothek der Moderne ist nicht irgendein Museum. 1908 gegründet und mit heute über 100.000 Inventarnummern ist es sowohl das älteste als auch das größte Designmuseum der Welt.

Die Sammlung umfasst nicht nur klassisches Industriedesign, sondern auch modernes Kunsthandwerk – wobei Hufnagl der Ausdruck »angewandte Kunst« deutlich lieber war, denn »Handwerk ist die Voraussetzung, aber nicht das Einzige«. Er sah das Haus als allumfassend, »ein Museum für Gestaltung«. Und so stehen in der langen Vitrine im Untergeschoss neben Braun-Radios und Bauhaus-Geschirr eben auch handgedrechselte Holzgefäße von Ernst Gampel.

Das Spektrum der Sonderausstellungen reichte von japanischen Lackarbeiten bis zur Demokratisierung des Designs durch IKEA, von marokkanischen Teppichen bis zu zeitgenössischem Künstlerschmuck, den Hufnagl als Dauerleihgabe der Danner-Stiftung ans Haus holte. Immer standen dabei die Objekte im Zentrum, nicht die Theorie. »Von einer Ge-

sellschaft bleiben die Objekte. Die Menschen kommen, entwickeln Objekte. Die Objekte bleiben, die Menschen müssen gehen – und zwar alle«, sagte er mit Blick auf seine Krebserkrankung in einem Interview wenige Wochen vor seinem Tod.

Als Vorsitzender der Direktorenkonferenz der Staatlichen Museen und Sammlungen sorgte Hufnagl ab 1998 für den Austausch der bayerischen Museen untereinander, außerdem war er viele Jahre Lehrbeauftragter an der Ludwig-Maximilians-Universität und hatte zahlreiche Jurytätigkeiten inne, u. a. für den Bayerischen Staatspreis.

2014 ging Florian Hufnagl nach 34 Jahren Museumsdienst in den Ruhestand. Auch viele seiner Ehrenämter beendete er in diesem Zuge. Nicht aber seine Tätigkeit als Berater des Hauses der Bayerischen Geschichte, das 2019 in Regensburg eröffnete. Denn bei allem weltumspannenden Denken und Handeln: Florian Hufnagl hat sich immer als bayerisches Landeskind gesehen – und auch so gesprochen. Überhaupt, seine Sprache: erfrischend direkt, sehr bairisch und für einen Träger des Bundesverdienstkreuzes erster Klasse manchmal sogar ein bisschen derb. Der Bayerische Verdienstorden von 2016 war ihm wichtiger.

In der Silvesternacht ist Florian Hufnagl im Alter von 71 Jahren in München gestorben. ||

Anzeige

scope

Freitag 28. Februar 2020
Samstag 29. Februar 2020

Montag 16. März 2020

Dienstag 17. März 2020

NEOS Live

Micro Oper München

Cornelia Melián

Paradies & Panik
Songs & Soundscapes

Uroš Rojko
Iris ter Schiphorst
Luka Juhart

neos-music.com

Works for Clarinet
and Accordion

Brigitte Helbig

spielt Klaviermusik
aktueller Komponistinnen

Solokonzertreihe
«Starke Frauen –
Starke Stücke»

schwere reiter | tanz theater musik | Dachauer Straße 116 | München

Wenn unser irdisches Haus,
diese Hütte, abgebrochen wird,
so haben wir einen Bau, von
Gott erbaut, ein Haus, nicht mit
Händen gemacht, das ewig ist
im Himmel. (2. Korinther 5,1)

Wir trauern um unseren Architektur-Autor

JOCHEN PAUL

der uns am 12. Dezember 2019
völlig unerwartet verlassen hat.

Christiane Pfau
und die Redaktion des Münchner Feuilletons

Wildnis, Wald und wir

Die Münchnerin Judith Egger untersucht, ob und wie sich in der Zivilisation Verbindungen des Menschen zum Unkontrollierbaren und Unbestimmbaren aufnehmen lassen.

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Die Übereinstimmung von Ort und Ausstellung könnte nicht passender sein: Ein Kunstprojekt, das das Spannungsfeld von »Wildnis und Zivilisation« befragt, wird an der Stelle in München gezeigt, die wie keine andere im Spannungsfeld von »Unort« und »Edelmeile« liegt. Die Unterführung Maximilianstraße–Altstadtring mit dem MaximiliansForum ist ein wahrlich wilder Ort im Großstadtdschungel – ausgerechnet unter der Straße, wo sich die Zivilisation von ihrer dekadentesten Seite zeigt. Noch immer wuchert dort halbtotes Grün auf den ehemals bepflanzten Rolltreppen. In Judith Eggers Installation »Lauschen & Lauern« setzt sich das Unbehagen der unwirtlichen Untergrundpassage in einem befremdlichen Setting fort. Durch die spiegelnden Scheiben der zweigeteilten städtischen Schauräume blickt man in eine kulissenartige Inszenierung: Blattwerk, Rinde und Holzstämme deuten in der düsteren Betonbox einen Wald an. Ein Hochstand aus Brettern suggeriert das Lauern auf eine Reihe skurriler Geschehnisse, die auf improvisierten Videodisplays zu sehen sind: Da stolpert ein strohartiges Wesen durch den winterlichen Wald und tappt schließlich durch die Straßen Münchens, wo es sich im rau-



Judith Egger: »Wildes Wesen« | 2018 | Filmstill | Foto: Manuel Eitner

schenden Verkehr zurechtzufinden sucht. Ein Wilder in der Zivilisation? In einem anderen Video, »Transmission Wood«, wandert eine Gestalt – bei allen filmischen Figuren ist es immer die Künstlerin selbst – durch das nächtliche Paris. Ihre Mission ist es, mit den letzten Zeugen der »Wildnis« in der Stadt, den Bäumen, Kontakt aufzunehmen. Dazu hat sie sich ein antennenartiges Gebilde aus Ästen umgeschnallt, mit dem

sie die wenigen pflanzlichen Relikte am Straßenrand aufspürt und kontaktiert. In »Transmission Waves« wiederum sitzt die Künstlerin in den Wellen und spürt mit langen Angeln, die tentakelartig aus ihrem Kopf wachsen und an denen Mikrofone hängen, den Tönen des Meeres nach.

Der Lauschangriff auf die Stimmen der »Wildnis« – das Knistern der Bäume und das Rauschen der Wellen – werden in die Passage übertragen und mischen sich mit den Tönen der Zivilisation: dem dumpfen Verkehrslärm, der von der Kreuzung in die Unterführung dringt. Für die Botschaft, die sie mit den ziemlich schräg anmutenden performativen Aktionen transportieren möchte, greift Judith Egger (*1973) wissenschaftliche und philosophische Überlegungen zum Verhältnis von Natur und Kultur, von »Wildnis und Zivilisation« auf. Schon lange beschäftigt sich die Künstlerin mit dem Ergründen unerforschter naturhafter Phänomene. Aus einer Familie von Wissenschaftlern stammend liegt ihr das Prozesshafte und Experimentelle wie auch das Zusammenspiel von Wissenschaft und Kunst.

So befasste sie sich für ihr aktuelles Projekt mit den Theorien des Philosophen Andreas Weber, bei dem sie »die ideale Trennung von Mensch und Umwelt, Kultur und Natur als Keim einer tiefgreifenden Entfremdung« formuliert findet. Webers Essay »Indigenalität« wurde im Rahmen der Ausstellung präsentiert und diskutiert. »Indigenalität heißt, sich als aktiven Teil eines sinnvollen Ganzen zu verstehen und so zu handeln, dass die eigene Lebensqualität die des Ganzen steigert«, so Weber.

Haben wir uns nicht schon längst von der Natur entfremdet? Wie viel Wildes ist in uns noch vorhanden? Ist uns bewusst, welche Anteile des Instinkthaftern, Unergründlichen durch die Zivilisierung in uns verloren gegangen ist? Wie finden wir zu einer lebendigen, gesamtheitlichen Wahrnehmung des Existentiellen zurück? Mit ihrem Projekt »Lauschen & Lauern« schickt Judith Egger sich und die Ausstellungsbesucher auf die Pirsch. ||

JUDITH EGGER – LAUSCHEN & LAUERN

MaximiliansForum | Unterführung Maximilianstr.–Altstadtring bis 23. Februar | 24 Stunden täglich einsehbar
19. Feb., 19 Uhr: Soundperformance von Tania Rubio (Komponistin, Mexiko) und Judith Egger | www.maximiliansforum.de

Münchner Gesichter

Das Stadtmuseum zeigt historische Videoporträts und weitere konzeptuelle Ansätze zur Herstellung und Präsentation von Bildnissen.

Das Leben in der Stadt bringt viele Begegnungen mit sich. Hunderte von Menschen kreuzen unsere Wege auf den Straßen oder in der U-Bahn. In der Masse bleiben sie gesichtslos und anonym, mit manchen wechselt man ein paar flüchtige Worte, andere, wie die Verkäuferin im Supermarkt, sind einem schon eher vertraut, Nachbarn kennt man näher, und mit vielen Menschen steht man in lockerem Kontakt. Den meisten von uns genügt diese selektive Auswahl. Die mediale Kommunikationsüberflutung, das schwindende Zeitbudget und die zunehmende Ich-Zentrierung lassen nicht mehr viel Raum für »die anderen«.

So gesehen erfordert die Ausstellung mit den »Videoporträts« der beiden Künstler Kurt Benning (1945–2017) und Hermann Kleinknecht (*1943) im Stadtmuseum ein »Sich-Einlassen«. Ein Sich-Einlassen auf bekannte und unbekannte Menschen und ihre frei erzählten Lebensberichte. Ein Sich-Einlassen auf eine einseitige Gesprächssituation von jeweils einer Stunde Länge, die allein der Taktung des Gegenübers folgt und keine Möglichkeit des Nachfragens oder der Beschleunigung zulässt.

1996 hat Kurt Benning zusammen mit seinem Freund Hermann Kleinknecht das über mehrere Jahre angelegte Projekt gestartet. Die beiden Künstler ließen Münchner*innen zunächst der Kunstszene, später dann aus allen sozialen Schichten, Berufen und Altersklassen vor der Kamera – ohne Schnitte und Unterbrechungen – frei erzählen, was sie beschäftigt. Die Begegnungen im Straßencafé, im Lokal, in der Wohnung oder am Arbeitsplatz wirken in ihrer Unmittelbar-



Kurt Benning und Hermann Kleinknecht: »Videoporträt Renate Stegerer, Grafikerin, München 20.04.2012« | Länge: 51 Min. | Filmstill

keit spontan und authentisch, als säße man selbst den Personen im Gespräch gegenüber: dem Kunsthistoriker Peter Pinnau, der gegen den Autolärm anredet, dem Dramatiker Martin Sperr, der sich irgendwann das dritte Weißbier einschenkt, der Kostümbildnerin Margit Bardy, die sich in Tränen verliert. Außerdem legendären Galeristen wie Heinz Herzer und Helmut Leger, Kunstautoren wie Gottfried Knapp und Wolfgang Ullrich, Künstler*innen wie Susanne Wester und Hansjörg Voth und nicht zuletzt den vielen Unbekannten.

Die Ausstellung präsentiert sie in einem nüchternen Setting: Zwölf Sockel mit Monitoren und rote Plastikstühle stehen im Halbkreis. An jeder Station kann man jeweils vier bis fünf nacheinander laufende Videoporträts von je einer Stunde über Kopfhörer verfolgen. Angesichts der schier nicht zu bewältigenden Menge von zwölf mal vier Stunden und der Unmöglichkeit, aus der interessanten Liste der Porträtierten ohne stundenlanges Warten das subjektiv spannendste Porträt auszuwählen, stellt sich ein gewisser Unmut ein.

Bleibt die Erkenntnis, dass das Gesamtprojekt hier nur konzeptuell erfahrbar ist. Als eine Sozialstudie, die sich aus dem künstlerischen Ansatz des Spurensicherers, Geschichten-erzählers und Feldforschers Kurt Benning erklärt, der sich mit seinem radikalen Konzept gegen das traditionelle Repräsentationsporträt und für den ganzen Menschen entschied – mit all seinen Konsequenzen.

Es gibt aber noch mehr zu sehen. Als ergänzende Reflexion des Mediums »Porträt« wird das Videoprojekt unter dem Titel »Bilder für alle« von anderen, spontan entstandenen



Kurt Benning und Hermann Kleinknecht: »Videoporträt Heinz Herzer, Galerist, München 12.08.2004« | Länge: 60 Min. | Filmstill | © Stiftung Kurt Benning (2)

Porträt-Projekten flankiert, die einem ähnlichen Konzept folgen: den Zeichnungen von Jadranka Konsorcic, die 2007/08 in ihrer Serie »Blind Date« Unbekannte auf der Straße porträtierte; den »Stundenportraits« von Gabriele Drexler, die Besucher eines Zwischennutzungsprojekts im Kunsthaus Raab spontan in Öl malte; der Fotoserie mit Hundebesitzern und ihren Hunden von Kerstin Schuhbaum, die 1989 während einer Ausstellung zum Thema Hunde im Münchner Stadtmuseum entstand. Außerdem werden Ergebnisse des mobilen Fotostudios gezeigt, das von Barbara Donaubaue und Ulrike Frömel 2008 anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Obdachlosenzeitschrift »BISS« auf dem Wittelsbacherplatz eingerichtet worden ist, sowie Zeichnungen von Schüler*innen und eine Selfiekabine aus der whiteBOX im Münchner Werksviertel in Form einer alten Telefonzelle, bei der sich die Gesichter mischen. || ew

GESICHTER DER STADT. VIDEOPORTRÄTS VON KURT BENNING UND HERMANN KLEINKNECHT
Münchner Stadtmuseum | St.-Jakobs-Platz 1 | bis 23. Februar
Di bis So 10–18 Uhr | Begleitveranstaltungen: 12. Feb., 18–20 Uhr: Foto-Porträt-Aktion mit Barbara Donaubaue und Ulrike Frömel sowie Abendöffnung der Ausstellung; 14. Feb., 16 Uhr: Gesprächsführung mit Hermann Kleinknecht und dem Kunsthistoriker Peter Pinnau | www.muenchner-stadtmuseum.de

Große Einfachheit der Form

Das Buchheim Museum zeigt Paula Becker-Modersohn als Pionierin der Moderne.

THOMAS BETZ

Die Bilder von Paula Modersohn-Becker sind unverwechselbar, stets eigenartig. Das zeigt, wenn man dieses oder jenes Museum besucht, ein Schwenk ins beginnende 20. Jahrhundert – wenn ihre Werke überhaupt, speziell im Süden Deutschlands, in der Sammlung vertreten sind. Schön, nun 30 Gemälden in der Sonderausstellung des Buchheim Museums zu begegnen, flankiert von den postimpressionistischen Pionieren der Moderne – Paulas Vorbildern Cezanne, Gauguin, van Gogh und den von ihr geschätzten »Nabis« Eduard Vuillard und Maurice Denis – sowie den Buchheim-Hausheiligen der Künstlergruppe Brücke wie Kirchner, Schmidt-Rottluff und Nolde. Damit bekräftigt die Präsentation die heutige Einschätzung, dass Modersohn-Becker die erste Pionierin der Moderne in Deutschland war, auch die erste Expressionistin – und kann sich dabei auf das Urteil des Sammlers und späteren Museumsgründers Lothar-Günter Buchheims aus den 50er Jahren



»Mädchen mit Kaninchen« | 1901 | Öltempera auf Pappe, 61 x 55,5 cm
© Von der Heydt-Museum Wuppertal (2)

berufen: »Paula Modersohn-Becker hat sich wohl als erste dem neuen Geist unterworfen und ihre vor der Natur gesteigerten Empfindungen ohne Einschränkung durch schulmäßige Regeln ins Bild gebracht.« Der Geist der Malerei wehte damals in Paris.

Paula Beckers »Aufbruch in die Moderne« – so der Untertitel der Bernrieder Ausstellung – startet mit einem Dialog-Dreieck: mit dem Landschaftsmaler Camille Corot (einer »Baumstudie« von 1865) und einer reizvollen, flirrenden Landschaft (»Soir d'été«, 1870) der schwedischen Malerin Jeanna Bauck, das erste Bild, das sie im Pariser Salon ausstellen konnte. Und: Bauck war Paula Beckers Lehrerin. Denn 1896 studierte die Zwanzigjährige an der Zeichen- und Malschule des Vereins der Berliner Künstlerinnen, und Bauck war ihr ein Vorbild: als Frau, die, ungebunden, von ihrer Kunst leben konnte. Im Herbst 1898 zieht Paula in die Künstlerkolonie Worpswede und wird Schülerin beim Maler Fritz Mackensen. 1900 geht sie um ersten Mal nach Paris, wo ihre Mitschülerin und Freundin Clara Westhoff bei Rodin studiert, die Weltausstellung lockt und künstlerische Entdeckungen zu machen sind. 1901 heiratet sie Mackensens Worpsweder Kollegen Otto Modersohn, der ihre Kunst schätzt und sie auch, nachdem die Ehe in die Krise gerät, finanziell unterstützt.

Die Ausstellung zeigt, wie Paula und Otto dieselbe Bauersfrau malen oder ähnliche Motive ins Bild setzen: Mädchen in der Natur und die Birken der Worpsweder Moorlandschaft. Wieder und wieder Paris: 1903 beim Ehepaar Westhoff-Rilke. Der Dichter ist Privatsekretär bei Rodin, und Paula bewundert dessen Zeichnungen (drei sind hier zu sehen): »In diesen Blättern herrscht Leidenschaft und ein Genie und ein sich Nicht-Kümmern um die Konvention.« Ungeschönt sind auch Modersohn-Beckers Gemälde, nie geziert, romantisch-sentimental, verspielt-anekdotalisch, was besonders bei ihren Mädchenfiguren bestürzend deutlich wird. Die Präsentation ist nicht chronologisch, sondern nach Motiven gehängt. Eine Wand versammelt drei späte Figurenbilder: den farbenglühenden, monumental inszenierten »sitzenden Mädchenakt mit Blumenvasen« von 1907 und zwei nackte Mütter mit Kind von 1906, dem Jahr, das sie ab Februar und über den Winter in Paris verbringt. Um sich von ihrem Mann Otto Modersohn zu trennen. Mit dem sie dann doch im März 1907 nach Worpswede zurückkehrt. Das Thema Mutterschaft wird nun real,



Paula Modersohn-Becker: »Mutter mit Kind an der Brust, Halbakt« | 1906
Öltempera auf Pappe, 74,5 x 52 cm

aber kurz nach der Geburt ihrer Tochter stirbt die Malerin am 20. November 1907 mit 31 Jahren an einer Embolie.

Und dann ist da noch die Signatur PM-B. Die hat Paulas Mann Otto Modersohn eingeschrieben, denn seinerzeit wurden Bilder oft erst signiert, wenn sie verkauft oder auf Ausstellungen geschickt wurden. Verkauft aber hat die Künstlerin zu Lebzeiten nur fünf ihrer 750 Gemälde, kaum jemand hat ihre Bilder gesehen und nur ganz wenige Malerkollegen und Freunde haben damals ihre Bedeutung erkannt. »Das merkwürdigste war«, schreibt Rilke 1906, »Modersohns Frau an einer ganz eigenen Entwicklung ihrer Malerei zu finden, rücksichtslos und geradeaus malend, Dinge, die sehr worpswedisch sind und die noch nie einer sehen und malen konnte.«

PAULA MODERSOHN-BECKER. AUFBRUCH IN DIE MODERNE

Buchheim Museum | Am Hirschgarten 1, 82347 Bernried (bei Anfahrts mit Bahn/MVV Ticket-Ermäßigung 1 Euro | **bis 8. März** Di-So/Fei 10-17 Uhr | Führungen: So, 14.30 Uhr; Audioguide, 45 Min., (jew. 3,50 Euro) | Leseführung PM-B und Rilke: **2./16./23. Feb.**, 16 Uhr | Finissage mit Direktorenführung: **8. März**, 14 Uhr | www.buchheimmuseum.de

The Demon Barber of Fleet Street
SWEENEY TODD
Englische Neuinszenierung
A musical thriller with music & lyrics
by Stephen Sondheim, book by Hugh Wheeler
Director Derek Anderson

Bühne der Stadt München
DEUTSCHES THEATER

04. - 15.03.20
TICKETS: 089 - 55 234 444
www.deutsches-theater.de

Schatten vergessener Ahnen
Ein rituelles Tanzsolo mit Live-Musik
Dürre, nicht enden wollende Trockenheit
und die verzweifelte Suche nach Wasser.

Choreographie und Tanz: Anna Orkolainen (Finnland)
Komposition und Live-Musik: Marja Burchard (Deutschland)
Choreographie, Regie: Shusaku Takeuchi (Japan)

Foto: Roland Rossbacher

Premiere am 21.02. | 20 Uhr
Weitere Vorstellung am 22.02. | 20 Uhr
Theater Hoch X, Entenbachstraße 37, 81541 München.
Tickets: Hoch X; 089 / 90 155 102
www.muenchenticket.de | 089 / 54 81 81 81

Mit freundlicher Unterstützung durch das Kulturreferat der Landeshauptstadt München und das Artist-in-Residence Programm Villa Waldberta und Ebenboeckhaus

Anzeigen

© Christian Jasper (NAB Eiche-Kunst, Bern 2019)

Tête-à-Tête
Christian Jasper und
Jochen Pankrath im Dialog
Neue Galerie Dachau
6.12.2019 - 22.3.2020
www.dachauer-galerien-museen.de

Einmal Zukunft bitte!

Einblicke in die Stadt von morgen präsentiert eine Ausstellung in der Rathausgalerie.

JOACHIM GOETZ

Nichts weniger als einen Blick in Münchens (stadtplanerische) Zukunft will die Ausstellung mit dem Titel »#mitmüchnern – Jetzt ist Zukunft« bieten. In der Rathausgalerie wird traditionell die erste Ausstellung des Jahres vom Planungsreferat (amtlich exakt: Referat für Stadtplanung und Bauordnung) organisiert – mit einem aktuellen Thema zur Stadtentwicklung. »Zukunft findet Stadt«, so lautet der Slogan der Ausstellungsreihe; diesmal ist man ganz nahe dran an der Zukunft. Und alle sollen dabei »mitmüchnern«. Man will mit den Bürgern, von denen nicht selten über 20.000 die Veranstaltung besuchen, ins Gespräch kommen und bietet deshalb auch ein umfangreiches Begleitprogramm mit Workshops, Stadtspaziergängen und Diskussionen an.

Unter diesem Aspekt muss man auch die ansonsten recht plakative Schau betrachten, die ihr großes Thema in drei Teile gegliedert natürlich nur anreißen kann. Mit »Digitalisierung – das ist unser Weg« fängt die Zukunft an. Mit »Zusammen, sozial, grün« geht's weiter. Und die »Verkehrswende – das ist unser Plan« beschließt die Schau. Zwischendrin: Eine Sammlung von teils bereits realisierten Pilotprojekten, Zukunftsplänen, experimentellen Ideen – und (vorbildlichen) Wohnbauten, öffentlichen Plätzen, Schul- und Sportanlagen. Garniert mit vielen Gemeinplätzen, die die interessierten Bürgerinnen und Bürger teils auch verwirren.

Dabei ist die Ausgangslage einfach. München wird an Einwohnern weiter wachsen, an Fläche stagnieren. Was bedeutet, dass immer mehr Menschen neben Wohnraum auch Infrastruktur oder Freizeitareale benötigen – und sich beispielsweise auf ziemlich gleich bleibenden Verkehrsflächen von A nach B bewegen müssen. Es wird also insgesamt enger – und auf Geh-, Fahrradwegen und Straßen auch gefährlicher (siehe auch SPOT Seite 2/3). Über den Wohnungsmarkt wollen wir nicht groß reden. Dass bezahlbarer Wohnraum am besten sofort und nicht erst in der Zukunft geschaffen werden muss, ist nun jedem klar. Wer dafür zuständig ist, offensichtlich nicht. Dass auch Freiräume anders organisiert werden sollten, versteht man spätestens dann, wenn man an schönen Tagen an die Isar, in den Westpark oder den Englischen Garten geht.

Das größte Problem ist inzwischen aber tatsächlich der Verkehr. Den automobilen Infarkt sehen wir ja täglich. Der Münchner steht durchschnittlich 140 Stunden pro Jahr im Stau. Das ist nicht nur volkswirtschaftlich bedenklich, sondern auch nicht besonders nachhaltig und produziert überflüssige klima- und gesundheitsschädliche Abgase. Klar, dass die Planer sagen: In der Stadt der Zukunft, sprich: in München, muss ein Leben ohne Auto selbstverständlich werden und auch ohne Einbußen an Lebensqualität machbar sein. Dazu haben sie zahlreiche Maßnahmen erlassen.

Höchste Priorität hat der Ausbau des ÖPNV, der ja heute schon häufig an seine Kapazitätsgrenzen stößt. Die S-Bahn wurde vor 50 Jahren für 200.000 Nutzer konzipiert, befördert heute pro Tag jedoch bis zu 840.000. Deshalb kommt die zweite Stammstrecke. Ein umstrittenes, teures Projekt wie auch der neue Hauptbahnhof, der als »Tor zur Stadt mit großen Chancen« gepriesen wird. Mal sehen. Bus und Tram werden weiter ausgebaut. Eine U9 von der Poccinstraße in die Dietlindenstraße soll kommen – und einiges mehr. Vielleicht sogar eine platzsparende Seilbahn über dem Frankfurter Ring, die dann wie die Wuppertaler Schwebebahn oder die Berliner Hochbahn an den die Strecke säumenden Wohn- und Geschäftshäusern in luftiger Höhe vorbeigondelt.

Wieder einmal wird München als »Radl-Stadt« verkauft. Vielleicht weil heute viel mehr Wege mit dem Fahrrad zurückgelegt werden als noch vor 15 Jahren. Geplant: massiver Ausbau und Verbesserung des Radwegenetzes – und durchgehende sternförmig ins Umland führende Radschnellwege. Damit die Naherholung auch ohne Auto funktioniert. Die Strecke Stachus – Unterschleißheim ist bereits in Planung. Man hat sogar eine »Landschaftsschatzkarte« mit den (zumindest jetzt noch) besonders idyllischen Plätzchen im nahe gelegenen Grüngürtel produziert. Damit es die Münchner nicht so sehr in die Berge zieht.

Das EU-Projekt »Civitas Eccentric« testet im Modellquartier Domagpark (1600 Wohnungen) Sharing-Konzepte, Elektromobilität und Logistiksysteme. Dort heißt es: mit dem E-Lastenrad in den Supermarkt zum Einkaufen fahren, mit

Die Zukunft wird grün – Tramlinie 23
© Michael Nagy, LHM



Moblies Grünes Zimmer | © LHM



dem Leihrad ins Grüne oder in die gar nicht weit entfernten Isarauen – und per Fahrgemeinschaft in die Arbeit. Denn gerade in neuen Wohngebieten am Stadtrand werden häufig eigene Autos genutzt – für die man Alternativen anbieten möchte. Die Ergebnisse dieser bis August laufenden Studie sollen dann zum Vorbild für »zukunftsfähige Stadtentwicklung und stadtverträgliche Mobilität« in ganz Europa werden.

Auch in Freiham testet die EU: mit dem Projekt »Smarter Together« ein Modell einer sogenannten Smart City, die derzeit noch aus 60 intelligenten Lichtmasten und acht E-Mobilitätsstationen besteht. Was vielleicht gut ist. Die Lichtmasten sammeln diverse Umwelt-, Wetter-, Verkehrsdaten, stellen kostenlos WLAN bereit. Die Mobilitätsstationen kennt man schon vom Domagpark, gegenüber dem experimentell und temporär zur »Piazza Zenetti« umfunktionierten Zenetiplatz nahe dem Eingang vom neuen Volkstheater gibt es ebenfalls eine.

Was man mit frei werdenden Straßenflächen (von denen freilich noch nicht die Rede sein kann) anstellen könnte, war im Sommer im Westend zu beobachten. Dort wurden auf acht Parkplätzen sogenannte »Parklets« gebaut: lustige Brettergestelle mit Sitzgelegenheiten, Pflanzentrögen und Bücherschrank, in denen man ganze laue Sommernächte auch lautstark durchfeiern kann. Wer diesbezüglich mitreden will, darf dies in der Mobilitätswerkstatt tun, die das Planungsreferat im Rahmen des Mobilitätsplans für München betreibt. Denn man weiß dort: »Grundlegende Veränderungen brauchen einen breiten gesellschaftlichen Konsens.«

Ansonsten werden viele Projekte präsentiert, die der aufmerksame Beobachter kennt, etwa die zur Idee »Klimaneutralität bis 2035«: Das grüne Hochhaus im Arabellapark gehört dazu, die Freiraumplanung für die Isar am Deutschen Museum zwischen Luitpold- und Reichenbachbrücke, die Krautgärten oder der Georg-Kronawitter-Platz am Färbergraben. Auch die Holzbausiedlung (600 Wohnungen) im Prinz-Eugen-Park wird erwähnt – oder ein »Grünes Zimmer« auf Rädern: ein vertikaler Garten, der dort Kühle und Schatten spenden soll, wo es sonst nur Beton gibt. An solchen Verrenkungen sieht man freilich auch, wie weit sich der Mensch in der Stadt von der Natur entfremdet, die nun schon auf Rädern hin- und gefahren und mit hohem technischen Aufwand am Leben erhalten wird. Was soll von dieser grünen Mobilität bloß die Amsel mit ihren Jungen halten, die ja überall, wo es sich anbietet, ihr Nest baut? Sie würde sicher lieber weiter im Unterholz der Bäume wohnen, das aber kurioserweise in München fast überall – Gollierplatz, Nussbaumpark, Englischer Garten, Isarauen – massiv entfernt wird. Warum eigentlich?

Die aktuelle Zukunftsschau ist – man kann es sich denken – viel zu oberflächlich, um sich zu einzelnen Projekten wirklich eine Meinung zu bilden. Sie taugt allerdings allemal als stichpunktartige Informationsquelle für das, was in der Stadt so geplant ist. Schade nur, dass es keinen richtigen Katalog dazu gibt. ||

#MITMÜCHNERN – JETZT IST ZUKUNFT

Rathausgalerie Kunsthalle | Marienplatz 8 (Innenhof)
bis 5. März | Di bis So 11–19 Uhr | Eintritt frei | Gratisführungen:
7./14./21. Feb., 17 Uhr | Veranstaltungen, jew. 19 Uhr: 4. Feb., Gespräch zur Stadtbaukultur: Stadtbaurätin Elisabeth Merk und der Berliner Architekt Eike Becker; 13. Feb., Sechs Projekte: Urbanes München – Ideen für dein Quartier; 14. Feb., Konzert – Klang von Freiham von und mit Horst Konietzny, Ardhi Engl, Udo Schindler und Dine Doneff; 18. Feb., Grünes München – Rückeroberung der Freiräume in der dichten Stadt | Stadtspaziergänge, jeweils 15–17:30 Uhr (Anmeldung unter: www.veranstaltungen.muenchen.de/rit): 12. Feb., Großprojekte: Vom Hauptbahnhof zur Paketposthalle; 21. Feb., Ungewöhnliche Projekte: Rund um das Schlachthofviertel www.muenchen.de/rathausgalerie

Anzeige

KulturForum DER SOZIALDEMOKRATIE IN MÜNCHEN

Zusatzprogramm "Sie haben die Wahl!"



Renate Kürzdörfer
SPD-Stadträtin



Christian Ude



Lars Mentrup
SPD-Stadtratskandidat

8. Februar, 13 Uhr – Münchner Freiheit "Schwabinger Architekturfahrt"

Busrundreise zu neu gebauten Schwabinger Orten mit Renate Kürzdörfer, Lars Mentrup und Petra Piloty. *Anmeldung unter kontakt@kuerzdoerfer.eu*

11. Februar, 19:30 Uhr – Heppel & Ettlich, Feilitzschstr. 12 "Künstlerviertel Schwabing – Traumstadt oder Albtraum?"

Podiumsdiskussion mit Christian Ude, Wolfgang Ettlich, Renate Kürzdörfer, Lars Mentrup und weiteren Gästen

29. Februar, 14 Uhr – Margarete-Schütte-Lihotzky-Str. 30 "Führung durch die Domagkateliers"

Besuch der 2019 neu belegten Domagkateliers mit Christian Ude und Lars Mentrup

kulturforum-muenchen.de – fb.com/kulturforummuenchen

Das Jewish Chamber Orchestra Munich wird 15 Jahre alt.

Klangbilderleben

Eines seiner vielen Projekte führt das Ensemble auch in die Kammerspiele.



Dirigent Daniel Grossmann zwischen Slapstick (»The Call Of The Cuckoo«) und aufmüpfiger Puppe (»Die Puppe«) | © Stiftung Filmmuseum / Thomas Dashuber (Grossmann)

KLAUS KALCHSCHMID

»Flimmerkammer« nennt sich beziehungsreich eine zentrale Programmschiene des Jewish Chamber Orchestra Munich, vormals Orchester Jakobsplatz München, benannt nach dem Ort, wo das jüdische Zentrum einen Saal beherbergt, den dieses Orchester aus jüdischen und nichtjüdischen Musikern unter Leitung von Daniel Grossmann oft bespielt. Die »Flimmerkammer« jedoch findet in der Kammer 1, also dem Schauspielhaus der Münchner Kammerspiele statt und lässt die ehrwürdige Jugendstilbühne von 1901 zum veritablen Lichtspielhaus werden, mit Stummfilmvorführungen zu Livemusik meist zeitgenössischer Komponisten. Etliche berühmte Filme gab es hier schon zu sehen, so »Panzerkreuzer Potemkin«, »Der Student von Prag«, »Das neue Babylon«, »Das alte Gesetz« oder »Nerven«. Zum 15-jährigen Jubiläum des Kammerorchesters gibt es nicht nur im März erneut Phil Glass' Poe-Vertonung »Der Untergang des Hauses Usher« in szenischer Version zu erleben und im Juli Robert Siodmaks Stummfilm »Menschen am Sonntag« mit der Musik von Elena Kats-Chernin, sondern bereits jetzt ein »Kino Variété«. Im Mittelpunkt steht der knapp einstündige Film »Die Puppe« von Ernst Lubitsch, entstanden 1919 nach »Die Austernprinzessin« und »Madame Dubarry«. Darin stimmt ein schüchterner junger

Mann einer Verehelichung nur zu, weil sie mit der erheblichen Mitgift seines Onkels verbunden ist, und er glaubt, nur zum Schein Hochzeit feiern zu müssen – mit einer Puppe. Die entpuppt sich freilich als Wesen aus Fleisch und Blut und führt den jungen Bräutigam so an der Nase herum, dass er Gefallen an der aufmüpfigen Weiblichkeit bekommt und es schade findet, dass sie kein Mädchen sei. Das gilt es dann zu beweisen.

Martin Smolka, geboren 1959 in Prag, hat neben Kammer- und Orchestermusik für Dokumentar-, Spiel- und Stummfilme wie »Entr'acte« (René Clair) und »Vormittagsspuk« (Hans Richter) oder Theaterstücke und zwei Opern die Musik komponiert. Für »Die Puppe« beschränkte er sich 2010 auf Flöte, Klarinette, Fagott, Trompete, Geige, Kontrabass, Akkordeon, E-Gitarre und zwei Schlagzeuger und folgt – punktgenau und sehr humorvoll – den flimmernden Bildern. Manchmal geschieht das in raffinierten Wiederholungsschleifen, manchmal düster raunend, hektisch illustrativ wie für das Durcheinanderplappern einer Sippe von Erbschleichern oder subtil ironisch mit dem leicht verzerrten Zitat von Tatjanas Liebesthema aus Tschairowskys »Eugen Onegin« zur aufkeimenden Liebe des jungen Paares.

Davor gibt es Kurzfilme mit jüdischem Bezug, etwa Werbung für das Dresdner Modehaus Goldmann mit dem Titel »Wie fessele ich meinen Mann?« (1927) sowie die ein Jahr später entstandene Komödie »Call Of The Cuckoo« mit dem jüdischen Komiker Max Davidson sowie dem Gastauftritt von Stan Laurel und Oliver Hardy. In einer »Wochenschau«, wie damals im Kino üblich, sind 1919 gedrehte Ereignisse rund um die Räterepublik und ihr gewaltsames Ende zu sehen. Musik dazu komponierten die jungen Münchner Josef Piras und Dominik Gieriegl. Dazwischen vermitteln historische Songs jüdischer Komponisten wie Hermann Leopoldi oder Franz Engels zwischen den einzelnen Sequenzen und Filminhalten, dargeboten von Zeynep Bozbay aus dem Ensemble der Kammerspiele. ||

**JEWISH CHAMBER ORCHESTRA MUNICH:
FLIMMERKAMMER #6**

Kammerspiele, Kammer 1 | 11. Februar | 20.30 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.muenchner-kammerspiele.de

Kein Glück für Narren

Das Gärtnerplatztheater wagt Verdis »Rigoletto« und sucht darin das Allzumenschliche.

Nach seinem düsteren »Don Giovanni« 2017 inszeniert Herbert Föttinger, Schauspieler und Direktor des Wiener Theaters in der Josefstadt, nun Giuseppe Verdis »Rigoletto« für das Gärtnerplatztheater, »eines der berührendsten und gleichsam schauerlichsten Werke der Opernliteratur«, wie es auf der Website des Theaters heißt. Die Titelfigur ist ein Außenseiter, seiner Tochter Gilda ein liebender Vater und zugleich zynischer Hofnarr seines Herrn, des Herzogs von Mantua, eines skrupellosen Wiedergängers Don Giovanni. Stefan Frey hat mit der Produktionsdramaturgin Fedora Wesseler über das Regiekonzept gesprochen.

Warum ist diese Oper noch immer aktuell?

Weil sie gesellschaftliche Mechanismen und Brüche innerhalb des menschlichen Verhaltens aufzeigt. Herbert Föttinger interessiert vor allem die Frage, wie die Gesellschaft um den Herzog herum heutzutage funktionieren würde. Der Herzog wird ja in vielen Inszenierungen fast sympathisch dargestellt, das liegt vor allem an der Musik, mit der ihn Verdi ausgestattet hat. Aber man muss sich vor Augen führen, dass er eigentlich ein skrupelloser Machtmensch ist. Inspirationsquelle für die Sichtweise auf die Figur war u. a. der Film »The Wolf of Wall Street« mit Leonardo di Caprio: ein Mann, der sich ganz klar am Rande der Legalität bewegt, der die Menschen um sich

schart, der sie faszinieren, aufputschen kann und dabei Machtstrukturen aufbaut, um sie für sich zu nutzen.

Welche Rolle in dieser Gesellschaft spielt denn dann Rigoletto?

Er ist der totale Opportunist. Er beteiligt sich an den Machtspielen des Herzogs, ist derjenige, der die Puppen tanzen lässt. Er macht sich zum Beispiel über den Grafen Monterone lustig, einen verzweifelten Vater, der die Entehrung seiner Tochter anprangert. Dabei ist er selbst, und das ist schwer zu begreifen, ein Vater, der seine Tochter gerade davor beschützen möchte. Und dieser Bruch innerhalb der Persönlichkeit interessiert auch Herbert Föttinger besonders. Er ist logisch nicht erklärbar, aber ganz wesentlich für die Figur und die Handlung des Stücks. Rigoletto führt ein Doppelleben zwischen der Anbiederung an die Macht und der Sehnsucht nach der heilen Welt, die für ihn Gilda verkörpert.

Und Gilda? Was weiß sie eigentlich von ihrem Vater?

Vater und Tochter kennen sich eigentlich überhaupt nicht, Gilda lebt erst seit drei Monaten bei ihrem Vater. Beide haben ein Bild voneinander, das ihren Vorstellungen von Vater und Tochter entspricht, aber im Grunde sind sie einander fremd. Rigoletto ist ein misstrauischer Vater, darüber beklagt sie sich. Dadurch, dass er weiß, wie diese Gesellschaft funktioniert, weiß er auch, dass er gut daran tut, seine Tochter vor ihr zu schützen. Liebe zu zeigen, ist er nicht gewohnt, woher auch?

Gilda wiederum stürzt sich in die Beziehung mit dem Herzog wie ein Mensch, der zum ersten Mal im Leben geliebt wird. Dass sie sich dann anstelle des Herzogs umbringen lässt, ist von ihr letztlich ein Akt der Befreiung, der Emanzipation. Im Leben kann sie den Herzog nicht haben, zurück zu ihrem Vater kann sie noch weniger, also ist der Tod der einzige Ausweg, der bleibt, um die Selbstbestimmung zu bekommen, die ihr im Leben verwehrt ist.

Wie kann man sich die Welt vorstellen, in die Gilda da gerät?

Das Bühnenbild von Walter Vogelweider erinnert an die Bilder von M. C. Escher mit ihren optischen Täuschungen, d. h., man verirrt sich darin, perspektivisch lässt sich das nie ganz auflösen. Es gibt Treppen, es gibt Bögen, es gibt auch – ganz klassisch – den Balkon, auf dem Gilda steht. Aber letztlich weiß man nie genau, wo man eigentlich ist. Ein Irrgarten der Seele, in dem sich die Personen verlaufen und keinen Ausweg mehr finden. ||

INTERVIEW: STEFAN FREY

RIGOLETTO

Gärtnerplatztheater | 1., 7., 9., 12., 15., 22., 27. Februar, 4., 8. März | 19.30 Uhr (So 18 Uhr) | Tickets: 089 21851960
www.gaertnerplatztheater.de

Paris und die Zwanziger

Die Münchner Philharmoniker laden zum Festival »MPhil 360°« und zu einem Klangstreifzug durch die 1920er Jahre.

RALF DOMBROWSKI

Die Zwanzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts gehören zu den Sehnsuchtsperioden der europäischen Kulturgeschichte. Der Erste Weltkrieg mit seinen Schrecken war vergangen, hatte ein Ruinenfeld hinterlassen, aber auch Ideen des Aufbruchs in den Köpfen der Menschen implantiert. »Nie mehr wieder« einerseits, »alles besser« dachte man auf der anderen Seite. Verbunden mit gewaltigen technischen Fortschritten, bereits begonnenen Revolutionen und einer sich beschleunigenden Wirtschaft beflügelte der Freigeist vor allem in den Metropolen Kunst, Kultur und Entertainment in einer Weise, dass die Dekade bald das Etikett »Golden« angeheftet bekam. Kein Wunder, dass ein Jahrhundert später diese kurze Epoche der Höhenflüge auch Programmverantwortliche wie etwa bei den Münchner Philharmonikern inspiriert, sich mit den Persönlichkeiten und Werken dieser Zeit zu beschäftigen. Für das alljährliche Publikumsfestival »MPhil 360°« wurde daher ein spannendes Repertoire dieser Jahre für Bühne und Ballett ausgewählt, das bis zum 2. Februar in der Philharmonie und in der Muffathalle präsentiert wird.

Und es sind einige ungewöhnliche Aufführungen zu erleben, rund um die Münchner Philharmoniker selbst und ihren Maestro Valery Gergiev, aber auch mit Unterstützung von Stars wie der Sopranistin Anja Harteros und dem Mariinsky Ballett aus St. Petersburg. Nach dem Auftakt mit einem Pro-

gramm unter anderem von Liedern Alban Bergs und einem stilistischen Crossover in die wunderbare Welt des Tangos, der in den 1920er Jahren zum ersten Mal Europa mit Leidenschaft und Tanzbegeisterung flutete, stellt das Familienkonzert am Samstag (12., 15 Uhr) Maurice Ravel's Märchenballett »Ma Mère L'Oye« vor. Den Abend gestalten in der Philharmonie (19 Uhr) die Philharmoniker, das Mariinsky Ballett und Anja Harteros mit Repertoire von Alban Berg und Ravel's »Daphnis et Chloé«, während ein paar Schritte weiter in der Muffathalle junge Choreografinnen und Choreografen des Ensembles unter dem Thema »Young And Wild« ihre Tanzvisionen vorstellen. Für den Sonntag sind dann drei Konzerte in der Muffathalle vorgesehen: Igor Stravinskys »Histoire du Soldat« (11 Uhr) mit Stargast Thomas Quasthoff, der »Grand Prix de Tchaikowsky« (14 Uhr) mit Gewinnern des gleichnamigen Wettbewerbs und das »Café de Paris« (17 Uhr) mit feiner Kammermusik unter anderem der Zwanziger. Und damit ist der Reigen eröffnet für die Verbeugung vor der Goldenen Ära, in der Hoffnung auf Wiederkehr des Fantastischen. ||

MÜNCHNER PHILHARMONIKER – MPhil 360°

Philharmonie, Muffathalle | 31. Januar bis 2. Februar
verschiedene Zeiten | Restkarten: München Ticket | www.mphil.de

|| VORMERKEN! ||

4.–15. März

SWEENEY TODD

Deutsches Theater | Schwanthalerstr. 13
19.30 Uhr (So 14.30 Uhr) | Tickets: 089 55234200
www.deutsches-theater.de

Ein wenig, meinte Stephen Sondheim in einem Interview, habe er sich von Horrorfilmen inspirieren lassen, außerdem von Alfred Hitchcock. Jedenfalls ist »Sweeney Todd« eine rabenschwarze Komödie rund um den rachedurstigen Barbier Benjamin Barker, der sich im London des 19. Jahrhunderts mit einem cleveren Plan für eine durch den Richter Turpin seiner Meinung nach zu Unrecht erlittene Verurteilung revanchiert. Das Stück hatte 1979 am Broadway Premiere, wurde in den folgenden Jahren mit immerhin neun Tony Awards ausgezeichnet und steht nun auf dem Programm des English Theatre Frankfurt, das wiederum seit Langem erfolgreich mit dem Deutschen Theater kooperiert. Und so gibt es Anfang März zwei Wochen ein Gastspiel, das mit Sicherheit zu den Höhepunkten des Musical-Frühjahrs gehören wird. Denn die Inszenierungen der britisch-hessischen Gäste sind pointiert brillant und der Stoff ist pikant und spannend genug, um sich gebannt dem schaurig-süßen Grusel hinzugeben.

Anzeige

Gute Vorsätze
umsetzen.

Jetzt
abonnieren.

Warten Sie nicht länger. Tun Sie es endlich. Tut nicht weh, aber Ihnen und uns gut.
Für nur 35 Euro im Jahr. Hier geht's lang: <https://muenchner-feuilleton.de/kiosk/>

MF

Münchner Feuilleton – der Kulturwegweiser
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln



Fachleute auch für ernste Lieder:
Boy & Bear
© Oktober Promotion

Folk von Ferne

In Australien füllt die Folkband Boy & Bear große Hallen. In München kann man sie noch im Strom Club erleben.

JÜRGEN MOISES

Eine Zeit lang stand bei dem Jungen und dem Bären alles auf der Kippe. Denn Dave Hosking, Sänger, Gitarrist und Kopf der australischen Folkrockband Boy & Bear, war an Depressionen erkrankt, die mit dem Nervensystem angreifenden Darmbakterien zusammenhängen. Die ersten Anzeichen gab es wohl schon 2011, bei den Aufnahmen des Debütalbums. Diagnostiziert wurde die Krankheit aber erst, nachdem sie Hosking körperlich fast völlig ausgeknockt hatte. Jetzt ist der Musiker auf dem Weg der Besserung, wovon das vierte Boy-&-Bear-Album »Suck On Light« zeugt, das die Australier nach einer vierjährigen Veröffentlichungspause im September 2019 herausgebracht haben und nun im Münchner Strom live vorstellen. Dafür sind sie mit Collin Dupuis ins Studio gegangen, der auch schon Lana Del Rey, Angel Olson oder The Black Keys produziert hat. Und zwar in Nashville, was wohl den leichten Vintagesound der insgesamt zwölf Songs erklärt.

Wer Boy & Bear nicht kennt: In Australien waren bisher alle Alben des 2009 in Sydney gegründeten Quintetts in den Top Ten. Mit ihrem Debüt »Moonfire« schafften es Boy & Bear bereits auf Platz zwei, mit »Harlequin Dream« und »Limit Of

Love« in Down Under sogar bis an die Chartspitze. »Suck On Light« bescherte ihnen nun immerhin Rang sieben. Was insgesamt zeigt: Der radiotaugliche Sound von Boy & Bear hat durchaus etwas Gefälliges: mit Bands und Musikern wie Fleetwood Mac, Midnight Oil oder Bruce Springsteen als möglichen Vorbildern sowie Texten, die von Liebe, Einsamkeit oder dem australischen Farmleben erzählen. Das ist bei »Suck On Light«, ihrem bisher besten Album, nicht so viel anders. Aber mit Anklängen an die Beatles (»Work Of Art«), U2 (»Rocking Horse«) oder psychedelischen Folk à la Tame Impala (»Bad People«) klingt die Musik abwechslungsreicher als früher. Und aus Texten wie etwa dem des Titelsongs, in dem Hosking relativ unverblümt seine Krisenzeit verarbeitet, spricht ein größerer, von Melancholie getränkter Ernst. Passend zu den ernsten Zeiten, die das brennende Australien in den letzten Monaten erlebt hat. ||

BOY & BEAR

Strom | Lindwurmstr. 88 | 16. Februar | 21 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.boyandbear.com



Metal-Melancholiker:
Alcest | © Alcest

Hart bis harmonisch

Alcest füllen das Technikum mit musikalischen Fantasien. Ob man das Metal nennt, ist nebensächlich.

MATTHIAS PFEIFFER

Mit der Mär von harten Männern, die ihre sensible Seite entdeckt haben, braucht man hier gar nicht anfangen. Wie andere Menschen auch verfügen Musiker schließlich über eine ganze Bandbreite von Emotionen. Im Fall von Alcest überlagern sich die Gefühle sogar und schaffen etwas völlig Neues. Wobei es schon obskur klingt, wenn Musiker aus der französischen Black-Metal-Szene anfangen, warme, verträumte Harmonien zu produzieren. Jedenfalls wurde Alcest 2000 als Soloprojekt des damals 15-jährigen Neige (zu deutsch »Schnee«) gegründet. Und das erste Demo war dann auch wirklich noch düsteres Geschepper. Erst sechs Jahre später sollte mit dem Album »Souvenirs d'un autre monde« der Sound geboren werden, für den die Band auch über Metal-Kreise hinaus bekannt ist. Die Grundlage dafür bezeichnet Neige als »Erinnerungen an ein vorheriges Leben«. Der Musikkritiker würde die Bausteine eher als Shoegaze, Dream Pop und Post Rock bezeichnen. Und Black Metal kommt ab und an in Gestalt von Blast-Beasts oder markerschütterndem Schreien auch noch durch. Seit Mitte der 2000er gibt es dafür auch die eigene Genrebezeichnung Blackgaze.

Die Texte der Band sind unter anderem geprägt von Neiges Vorliebe für Astrologie, außerkörperliche Erfahrungen, japani-

sche Mythologie und Erinnerungen an die Kindheit. Daher zieht sich ein Grundgefühl von Nostalgie unabhängig von musikalischen und textlichen Schwerpunkten durch das ganze Werk von Alcest. Damit verbunden immer die Melancholie, angesichts des verlorenen Paradieses. Oder auch die Traurigkeit, diese Erfahrung nie erlebt zu haben. Das schrammt oft schon knapp am Kitsch vorbei. Wenn man gerade schwebt, fällt das jedoch kaum ins Gewicht. Und die Fans kümmern das wenig. Seit Jahren touren Alcest schon als Headliner vor Szene-Events durch die Welt, von Cure-Sänger Robert Smith wurden sie 2018 persönlich auf das Meltdown Festival in London eingeladen. Am 9. Februar nun biegen sie auch ins Münchner Technikum ein. Eine wunderbare Gelegenheit, um Gegensätze wie Metal und Pop, Kitsch und Kunst einfach Begriffe sein zu lassen und ein paar Fantasiewelten zu durchstreifen. ||

ALCEST

Technikum | 9. Februar | 19.30 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.alcest-music.com

Der sich selbst narrt

Till Lindemann lässt Rammstein Rammstein sein. So richtig überzeugt das nicht.

WOLF KAMPMANN

In der deutschen Mythenwelt gab es mal einen Till, der die Menschen seiner Umgebung zu narren und ihnen den Spiegel vorzuhalten liebte. Auch dessen Namensvetter Till Lindemann spielt gern mit den Befindlichkeiten und Erwartungen der Gesellschaft. Mit seiner Band Rammstein mag ihm das recht oft gelingen. Trotz Leni-Riefenstahl-Ästhetik und hitleresk geroltem »r« gehören die Protagonisten der Neuen Deutschen Härte weltweit zu den populärsten Acts aus deutschen Landen, und das zu Recht. Grund genug für deren Sänger und Chefdarsteller, es hin und wieder mal ohne seine Stammband zu versuchen. Zum Beispiel mit dem Projekt Lindemann, das er gemeinsam mit dem schwedischen Metal-Allrounder Alf Peter Tägtgren, bekannt von Bands wie Pain und Hypocrisy, an den Start bringt.

Und genau an diesem Punkt wird Till Lindemann dann zum grotesken Zerrbild seiner selbst. Auf dem zweiten Lindemann-Album »F & M« erweist sich der harte Mann des deutschen Rock als erstaunlich unbeholfen. Auch wenn verschiedene Musikmedien das Werk im Hinblick auf das letzte Rammstein-Release reflexartig als das »bessere Rammstein-Album« feiern, fehlt dem Poeten Till Lindemann hier offenbar das Korrektiv.

Sang er auf der ersten Lindemann-Veröffentlichung »Skills In Pills« noch ein erschütterndes Denglisch, unterminiert er auf »F & M« mit Zeilen wie »Fick, Fick, Fick, Mathematik / Fick, Fick, Fick, Fick sie richtig« absturztartig seine eigene Intelligenz. Das ist keine Provokation mehr, das ist einfach nur noch erschreckend doof. Dabei ist nicht alles schlecht, was Lindemann und Tägtgren gemeinsam zu Gehör bringen. Solange sie beim harten Industrial-Metal bleiben und auf unbeholfene Trap- und EDM-Anbiederungen verzichten, evozieren sie durchaus Momente von ergreifend düsterer Erhabenheit. »F & M« steht für Frau und Mann, ein Teil der neuen Songs entstand für eine Inszenierung von »Hänsel & Gretel« in Hamburg. Auf dem Cover ihres Albums bedecken Lindemann und Tägtgren die Gesichter mit Masken ihrer selbst. Ein prophetisches Artwork für ein Album, auf dem zu viel hohles Kalkül gegen zu wenig Glaubwürdigkeit abgewogen wird. Zwischen Bodenständigkeit und Bombast mään-dernd, droht der Rammstein-Sänger sein Gesicht zu verlieren. Vielleicht hilft ihm die Bühne, dass es nicht verheerend wird. ||

LINDEMANN

Zenith | 17. Februar | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.lindemann.band

Anzeige

GÄRTNER
PLATZ
THEATER

NICHT
DEN
KOPF
VERLIEREN

Uraufführung

SALOME TANZ

Ballett von Eyal Dadon

Sie entscheiden die Geschichte von Salome interaktiv mit
und kreieren dadurch an jedem Abend ein neues Ballett.

AB 28.2.2020

TICKETS | TEL +49 (0)89 2185 1960 | www.gaertnerplatztheater.de

Der Traum des Trommlers

Der Jazzschlagzeuger Kendrick Scott leistet sich eine eigene Band. Eine gute Entscheidung.

KLAUS VON SECKENDORFF

Nach zehn Jahren als Drummer in der Band des Trompeters Terence Blanchard folgte Scott Kendrick dessen Rat und suchte sich eine eigene Band zusammen, wie es Schlagzeuger gerne tun, wenn sie auf eigene Rechnung ins Studio gehen. Aus der Band von Terence Blanchard übernahm er den Pianisten Aaron Parks, den Gitarristen Lionel Loueke und den Bassisten Derrick Hodge, der später als sein Produzent wichtig werden sollte. Anfangs kam allerdings nicht so recht zustande, was Kendrick vorgeschwebt hatte, eine eingeschworene Band, in der er nicht den Boss gibt. Umso besser funktionierte diese Idee mit der aktuellen Besetzung von Oracle, wie drei Alben bei den renommierten Labels Concord und Blue Note beweisen. Rhythmisch und harmonisch komplex, wirken die suiteartig ineinander übergehenden Tracks so eingängig, dass man sie wie Popsongs wieder und wieder hören möchte. Trotz ihrer sanften Singbarkeit hat die Musik Biss, jede Menge Energie, starke Grooves und ein Anliegen. Denn Kendrick ist in Houston in der Kirche musikalisch groß geworden: »Meine Musik hat eine Botschaft. In einer Welt voller Gegensätze soll sie im Dienst des Friedens stehen.« Der Titel der aktuellen CD bringt es auf eine Formel, die bewusst auf Donald Trump anspielt: »The Wall Becomes A Bridge«.

Kendrick Scott, ein hoffnungsvoller Idealist, auf dessen Drumsticks »Lord, make me an instrument of Thy Peace« ein-

graviert steht? Healing Music der esoterischen Art, eine Art Trostwanderung an der Grenze zum ambitionierten Kitsch? Obwohl selbst ein Song wie »Liberty Or Death« nicht gerade nach revolutionärem Aufbegehren klingt, driftet Oracle nie in naiven Eskapismus ab. Der Gitarrist Mike Moreno trägt zu einer schwebenden Hymnik bei, die an Pat Metheny erinnert. Taylor Eigsti beeindruckt mit jener keineswegs harmlosen Sensibilität, mit der er schon als Begleiter der Sängerin Gretchen Parlato auffiel. Und dass der alles andere als schwächliche, auf Fotos meist grimmig dreinblickende Drummer sich auf Rat von Derrick Hodge musikalisch auch mit Ängsten und Schwächen auseinandersetzt, ist ein Zeichen von Stärke. Wer Scotts Kollegen Brian Blade schätzt oder die Musik des Brasilianers Milton Nascimento, der wird in der Unterfahrt auch ohne zwei der sechs Oracle-Mitglieder glücklich werden, dem auf CD ganz selbstverständlich integrierten DJ Jahi Sundance und einem äußerst vielseitigen Bläser namens John Ellis. Die Musik bleibt herausfordernd genug. ||

KENDRICK SCOTT ORACLE

Jazzclub Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 11. Februar
20.30 Uhr | Tickets: 089 4482794 | www.unterfahrt.de



Kendrick Scott | © Todd Cooper

Trompeten satt

Es müssen nicht immer Hochzeiten sein. Das Boban Markovic Orkestar macht auch so Party.

DIRK WAGNER

Dergleichen habe man auf serbischen Hochzeiten gehört, wenn die Partygäste schon besoffen unterm Tisch lagen, kommentierte vor Jahren der aus Zagreb stammende Radiomoderator Danko Rabrenović eine damals in Deutschland aufkeimende Balkanmusik: »Stell dir vor, in Zagreb würden, nachdem Deutschland zerstört ist, regelmäßig Neue-Deutsche-Welle-Partys mit der Musik von Heino gefeiert werden. Dann weißt du, was ich hierzulande mitmache.« Im Funkhaus Europa begann seine Radiokarriere tatsächlich damit, dass Programmverantwortliche Rabrenović fragten, welche der ihm sodann vorgelegten Musiktitel man denn im früheren Jugoslawien gefeiert hätte. »Die sind alle Mist«, war seine Antwort. Als sogenannter »Balkanizer« hat Rabrenović mittlerweile seinen festen Platz auch in COSMO, dem interkulturellen Hörfunkprogramm von WDR, Radio Bremen und RBB, das aus dem Funkhaus Europa hervorgegangen ist. Den internationalen Erfolg einer klischeebehafteten Brassbandkultur des Balkans konnte er indes nicht verhindern.

Zumal in solchen Kirmesmusikanten und Hochzeitskapellen, wie Rabrenović die entsprechenden Blasorchester auch mal abschätzig titulierte, die Erinnerung an eine Heimat mitschwingt, die außerhalb der Musik gar nicht mehr existiert, womöglich sogar nie existiert hat. Als Sehnsuchtsort dient sie dennoch den Verunsicherten in Zeiten des Umbruchs als ein lokaler Anker in einer globalisierten Welt, an dem man auch ohne nationalistische Neigungen festhalten mag. Vor allem, wenn die Festhaltenden gar nicht aus dem hier gefeierten Balkan stammen, aber angeregt von Emir-Kusturica-Filmen die Musik trotzdem als gemeinschaftsstiftend in einer kaputten Welt erfahren.

Dann freilich kann man von Glück reden, wenn die selbst miterlebte Gemeinschaft nicht von einem Heino der Balkanmusik gestiftet wurde, sondern zum Beispiel vom Boban Markovic Orkestar, das in seiner serbischen Heimat fünf Mal hintereinander zur besten Truppe des jährlichen Guča-Trompetenfestivals gekürt wurde. Danach ließen die Veran-

stalter der bedeutendsten südosteuropäischen Musikmesse die nach ihrem Trompeter Boban Markovic benannte Band nur noch außerhalb des eigentlichen Wettbewerbs auftreten. Der Künstler gilt in Serbien längst als Superstar. Schließlich hat er die Balkanmusik, die er als Mitglied einer Roma-Familie mit langer Musikantentradition quasi mit der Muttermilch aufgesogen hatte, mit seinem virtuosen Trompetenspiel erheblich modernisiert. Das britische »Songlines«-Magazin zählte Markovic darum 2014 als einzigen Trompeter zu den 50 besten Instrumentalisten der Welt. Und auch das letzten Sommer erschienene aktuelle Album »Mrak« des Boban Markovic Orkestar glänzt bereits in der Top Ten der World Music Charts Europe. ||

BOBAN MARKOVIC ORKESTAR

Ampere | Zellstr. 4 | 8. Februar | 20.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de

Aufschpuit!

Im Fraunhofer treffen sich die etwas anderen Musikanten zu den Volksmusiktagen. Ein Festival mit Stil, ohne Klischees.

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Tanzfrühschoppen im Wirtshaus: Es ist der dritte in der Münchner Gaststätte Fraunhofer bei den diesjährigen Volksmusiktagen. Und es ist voll in diesem Jahr zum 30-jährigen Bestehen. Die einen haben Jeans an, die anderen Lederhose oder Dirndl. Die Band, nach deren Musik getanzt wird, nennt sich Hochzeitskapelle. Der Anlass, für den sich die fünf Musikanten zusammengetan haben, war eine Eheschließung, zu der neben bayerischem Repertoire auch Jazziges aus New Orleans und Karibisches aus Trinidad gespielt worden ist. Das passt auch gut ins Fraunhofer. Denn bevor die jedes Mal zu Jahresbeginn stattfindenden Volksmusiktage so hießen, wie sie jetzt heißen, haben sie sich als ein Festival internationaler Folklore verstanden.

Initiiert wurden sie von der Fraunhofer Saitenmusik, die lange Zeit immer den Auftakt spielte. Inzwischen ist aus der ursprünglich ein bis zwei Wochen langen Veranstaltung ein Zweimonatsmarathon geworden. Mit den Wellbuam waren schon die Szenekönige da, mit Chiara Gelmini, Andrea Paoletti, Rocky Verando und Richie Necker waren Cantautori aus Italien im Fraunhofer zu Gast. Außerdem Koryphäen wie Sepp Eibl, Gründer des Vereins zur Pflege der Bayerischen Volksmu-

sik, oder der Zithermanä, der mit seiner E-Zither unter anderem Pink Floyd spielt. Aber auch junge Leute, wie die Musiker vom Niederbayerischen Musikantenstammtisch, oder die Gruppe Großstadt Boazn. Oder Matthias Well aus der jüngeren Generation der berühmten Familie aus Günzlhofen, der als Klassikgeiger mit virtuoser Musik von Ravel, Nielsen, Kreisler und Wieniawski im Fraunhofer aufspielte. Mit dem Februar geht es jetzt in den zweiten Monat der Volksmusiktage. Die Wellküren (4.2.) versprechen mit ihrem Programm »Abendlander« nicht immer ganz ernst gemeinten bayerischen Dreigesang gegen die Ideologisierung des Abendlandes. Oansno (6.2.) steht für eine der Nachwuchsentdeckungen, die Fraunhofer-Wirt Josef Bachmaier im Musikantenzelt auf der Oiden Wiesen präsentiert hat, bevor er sie zu den Volksmusiktagen holte, wo sie 2015 Gewinner des alle zwei Jahre stattfindenden Volksmusikpreises wurden.

Das wurde das Trio ScheinEilig im vergangenen Jahr bei der siebten Ausgabe dieses Wettmusizierens. Unter dem Titel »Lauf, Müller, Lauf« präsentieren diese Musiker aus dem schwäbischen Weiler Viollau beste »VolXmusik« mit kabarettis-

tisch-musikalischem Anspruch (8.2.). Für eine Melange im Weltmusiksinne steht A.E.R.A. Die Initialen von vier Musikern, zu denen der seit 2016 in München lebende syrische Oud-Spieler Abathar Kmash und der bayerische Klangkünstler und Theatermusiker Ardhi Engl gehören. Absurdes mit dadaistischem Wortwitz haben sich Evi Keglmaier und Greulix Schrank auf die Fahne geschrieben. Am 22. Februar präsentieren sie ihre Lieder, die »den Bodensatz der Seele« aufwühlen, um 20.30 Uhr im Theater im Fraunhofer. Zum Ausklang der Fraunhofer Volksmusiktage am 1. März gibt es ab 11 Uhr wieder den Tanzfrühschoppen. G.Rag und die Landlergeschwister besorgen den Rausschmeißer mit Zwiefachen, Gstanzln und Wirtshausklassikern. Auf geht's, zur Volksmusik und einem ungewöhnlichen Festival! ||

VOLKSMUSIKTAGE IM FRAUNHOFER

Theater im Fraunhofer | Fraunhoferstr. 9 | bis 1. März
20.30 Uhr / 11 Uhr (Frühschoppen) | Tickets: 089 267850
www.fraunhofertheater.de

Spottlustige Pazifistin

Annette
Kolbs
Briefe an
berühmte
Autoren.



PETRA HALLMAYER

»Ich bin und bleibe ein sehr unverheiratetes Wesen«, schrieb sie an den Literaturkritiker Max Rychner, um ihre Ungebundenheit als Autorin zu beteuern, doch der Satz hatte für ihr ganzes Leben Gültigkeit. Annette Kolbs Liebe gehörte ihren Freunden. Die Münchner Schriftstellerin und couragierte Kriegsgegnerin war mit vielen einflussreichen Intellektuellen befreundet, ohne wirklich eine von ihnen zu sein. Sie war rebellisch und konservativ, in ihr paarten sich Scharfsichtigkeit und gefühlvolle Naivität.

Nun haben Cornelia Michél und Albert M. Debrunner Kolbs Briefe an berühmte Autoren wie Rilke, Hesse, Tucholsky, Thomas Mann, René Schickele und heute vergessene Literaten herausgegeben. Immer wieder blitzt darin jener respektlose Witz auf, mit dem sie in ihrem Roman »Daphne Herbst« ein köstlich spottlustiges Porträt der bornierten Münchner »Grande Monde« zeichnete. Wir begegnen einer sensiblen (»verletzbar bin ich leider bis zur Stupidität«), großzügigen, eigenwilligen und eigensinnigen Frau.

Annette Kolb, von Thomas Mann in »Doktor Faustus« garstig karikiert, war unbeirrbar auch dort, wo sie irrte, in ihrem politisch ver-

blendeten Lokalpatriotismus, ihren antipreußischen und antilutherischen Ressentiments. Die 1870 in München geborene Tochter eines bayerischen Gartenbauarchitekten und einer Pariser Pianistin, die die deutsch-französische Verständigung zu ihrem Lebensthema machte, war ein Kind der Belle Époque. Ihre Briefe zeigen ihre Voreingenommenheiten ebenso wie die Leidenschaft und den Mut, mit dem die Pazifistin, die den Ersten Weltkrieg »Europas unsterbliche Blamage« und eine »Meisterprobe männlicher Stupidität« nannte, für ihre Überzeugungen eintrat. 1916 verhängte das bayerische Kriegsministerium ein Publikations- und Ausreiseverbot gegen sie.

Am eindringlichsten sind ihre Briefe aus sich verfinsternden und finsternen Zeiten, Zeugnisse ihres tiefen Abscheus vor Hitler (»seitdem ich – ein Mal und nicht wieder – diese gemeine, diese niederträchtige Stimme hörte, diesen Ton eines Domestiken, schäme ich mich für jeden viertelsgebildeten Deutschen, der ihr Gefolgschaft leistet«), ihres Entsetzens über die geistige und menschliche Verrohung unter den Nazis. »Deutschland ist heute eine Wüste und wir, die es wirklich liebten, sind heimatlos geworden«, schrieb sie 1933 an Thomas Mann.

»Sie besaß«, meinte Hermann Kesten, »das Genie der Freundschaft und Freundlichkeit.« Diese Gabe wurde für sie überlebenswichtig. Dreimal musste sie ins Exil fliehen. Nur dank ihrer Freunde konnte sie schließlich in die USA emigrieren. Zu Hause fühlte sich die Deutsch-Französin dort nie, die bereits 1945 nach Europa zurückkehrte.

Breiten Raum nehmen in den Briefen ihre Lektüren ein. »Ach lieber Thomas Mann, verehrter Thomas Mann«, schrieb sie zu dessen »Zauberberg«, »warum ist Ihr Roman nicht noch tausend Seiten länger! (...) Ihr Buch ist herrlich! dreimal herrlich.« Ihr literarisches Urteil war persönlich und impressionistisch. Sie schwärmte andachtsvoll, lästerte auch mal bissig und äußerte ihre Meinung erfrischend unverblümt, so wenn sie Erika Mann für eine Rezension dankte und hinzufügte: »Das ist ja selten; die allermeisten, auch wenn sie des Lobes voll sind, öden ja kotzen einem nur an.«

Natürlich finden sich in »Ich hätte dir noch so viel zu erzählen« auch viele uns nicht mehr vertraute Namen, Verweise auf im Gedächtnis verblasste Diskussionen. So hilfreich die biografischen Einführungen, Anmerkungen und Fußnoten sind, an einigen Stellen hätte

man sich etwas ausführlichere Erläuterungen gewünscht, so etwa zu ihrem problematischen Verhältnis zur »Judenfrage«, mit dem sich Annette Kolb, die als 97-Jährige, bestärkt von ihrem späten Freund und Briefpartner, dem Dichter Elazar Benyoëtz, nach Israel reiste, im Alter noch einmal auseinandersetzte.

Dennoch darf man sich über den Band freuen, der uns diese außergewöhnliche Frau und Autorin auf sehr persönliche Weise näherbringt und uns auf eine Zeitreise durch ein von politischen Katastrophen geprägtes Jahrhundert mitnimmt. ||

ANNETTE KOLB: ICH HÄTTE DIR NOCH SO VIEL ZU ERZÄHLEN: BRIEFE AN SCHRIFTSTELLERINNEN UND SCHRIFTSTELLER.

Herausgegeben von Cornelia Michél und Albert M. Debrunner | S. Fischer, 2020
320 Seiten | 24 Euro

BUCHVORSTELLUNG

mit Cornelia Michél und Albert M. Debrunner
Lesung: Ulrike Kriener | Moderation: Roland Spahr | **Literaturhaus Foyer-Bar** | 3. Februar
19 Uhr | Tickets: 01806 700733



Annette Kolb | Foto: Thea Sternheim / Archiv S. Fischer Verlag

MÜNCHNER
AUTOREN | 15

OTTO JULIUS BIERBAUM

Nein, ein echter Münchner war dieser Otto Julius Bierbaum nicht, vielmehr wurde er 1865 in Grünberg in Schlesien (heute Zielona Góra) geboren. In Schlesien, das so viele bedeutende Dichter der deutschen Sprache hervorbrachte, von Gryphius über Lohenstein und Eichen-dorff bis hin zu Janosch. Doch bald schon zog die Familie um nach Leipzig, wo Bierbaum das renommierte Thomas-Gymnasium besuchte. Das Studium der Jurisprudenz, Philosophie und Sinologie – er träumte von einem Leben als Diplomat in China – musste er abbrechen, da sein Vater mit seiner Leipziger Gastwirtschaft bankrott ging. Der junge Bierbaum musste nun nicht nur für sich, sondern auch für die Eltern sorgen. Unstet war dieses Leben, das ihn schließlich nach Berlin und München, in ein Schloss in Südtirol und nach Dresden führte.

Was tun als abgebrochener Student? Otto Julius Bierbaum ging 1889 in die bayerische Metropole und schrieb für die unterschiedlichsten Zeitungen und Zeitschriften Kunst-, Literatur- und Theaterkritiken, eigene Gedichte und Geschichten. Er wurde zum erfolgreichen, und auch angefeindeten Vielschreiber. Aber er war auch ein veritabler Erzähler und Romancier. Mit den leicht – angesichts heute verbreiteter »Feuchtgebiete« wirklich leicht – schlüpfrigen »Studentenbeichten« machte er sich einer größeren Leserschaft bekannt. Die »Leipziger Zeitung« bemerkte dazu, das sei keine Kunst, sondern Schmutz. Es folgte 1897 der einigermaßen autobiografische »Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive«. Dieser geniale Stilpe will nicht nur Dichter sein, sondern auch auf die Gesellschaft einwirken, scheitert jedoch sowohl in der Literatur als auch im Leben, das er sich auf offener (Kleinkunst)Bühne nimmt. Der Romanfigur Stilpe blieb versagt, was dem Romanautor Bierbaum gelang, nämlich, ein Kabarett zu gründen.

Als Kunstschriftsteller widmete sich Bierbaum in Monografien zeitgenössischen Künstlern wie Franz von Stuck, Fritz von Uhde und Hans Thoma. Weniger erfolgreich waren seine Theaterstücke und Operntexte, das dramatische Talent ging ihm entschieden ab. Dafür erzielte er als Lyriker mit seinem Gedichtband »Irrgarten der Lieben« von 1901 hohe Auflagen.

Geradezu berühmt ist Bierbaum zumindest in einschlägigen Kreisen, weil er mit »Eine empfindsame Reise im Automobil« bereits 1903 die erste Autoreiseliteratur deutscher Sprache geschaffen hatte. Mit seiner zweiten Frau, einer Italienerin, war er in einem Adler-Cabrio von Deutschland über Prag nach Italien gefahren und hatte so anschaulich wie witzig die Eindrücke eines Automobilisten geschildert. Überdies schafft er es damit quasi in die Liste der alpinistischen Erstbesteigungen, denn er war der Erste, der mit dem Auto über den Gotthard-Pass gefahren ist.

Mit Hanns von Gumppenberg und Michael Georg Conrad gründete Bierbaum »Die Gesellschaft für modernes Leben«, in der er sich für seine Zeitgenossen wie Richard Dehmel oder Detlev von Liliencron einsetzte. Mit Julius Meier-Graefe rief er die Kunstzeitschrift »Pan« ins Leben und mit (dem Geld von) Alfred Walter Heymel die Zeitschrift »Die Insel«, aus der später der gleichnamige Verlag hervorging. Und mit Frank Wedekind entstand das »Überbrett«, für das er eifrig kabarettistische Texte und Lieder schrieb. »Im Winter Fiesolaner, im Sommer Pasinger« lebte er 1900–1909 in der Villenkolonie II im Süden Pasing.

Nicht zuletzt frühere Alkoholexzesse und eine schon immer labile Gesundheit führten dazu, dass Otto Julius Bierbaum 1910 mit Mitte 40 in Dresden starb. Seine Urne wurde auf dem Münchner Waldfriedhof beigesetzt.

Heute gibt es Bierbaums Romane allenfalls online oder beim Stöbern in Antiquariaten – die ja auch vom Aussterben bedroht sind. Wer Humor und Geist schätzt, wird sein Vergnügen daran haben. In »Prinz Kuckuck. Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings«, 1906 bis 1908 in drei Bänden erschienen, einen vierten wollte er noch nachlegen, porträtiert Bierbaum sehr humorvoll (aber nicht immer sehr diplomatisch) Zeitgenossen wie Alfred Walter Heymel, Richard Dehmel, den Freiherrn von Gumppenberg, Michael Georg Conrad – ja, heute auch überwiegend Vergessene. Die Geschichte von Aufstieg und Fall des so reichen wie mittelmäßigen Felix Henry Hauart erlebte auf einen Band zusammengekurzt eine Reihe von Auflagen, beschrieb Bierbaum darin doch voll Witz und beißendem Humor die obere Klasse des späten Kaiserreiches.

Die meisten dürften Otto Julius Bierbaum übrigens schon zitiert haben, ohne es zu wissen. »Humor ist, wenn man trotzdem lacht«, stellte er seinem letzten Werk, der »Yankeeoodle-Fahrt und andere Reisegeschichten« vor, und das wurde, wie es so schön heißt, zum »gefälligen Wort«!

ULRICH KIRSTEIN



Otto Julius Bierbaum. Radierung von Peter Halm
In: »Georg Müller Verlag 1903–1908. Katalog der in den ersten fünf Jahren des Bestehens erschienenen Bücher«, München 1908
© Archiv Adam

Traum und Wirklichkeit

Georg M. Oswalds vielversprechend angelegter Roman verliert sich im Klischee.

PETRA HALLMAYER

Es ist zu schön, um wahr zu sein. Zunächst scheint es, als würden sich für Sophie märchenhaft alle Kleinmädchenträume erfüllen. Überraschend erhält die erfolglose Journalistin den Auftrag, einen Text für das Jahresprogrammheft des Münchner Symphonieorchesters zu schreiben. Sie lernt den gefeierten Cellisten Daniel kennen, Hals über Kopf verlieben sich die beiden ineinander, und bald schon zieht sie in seine Luxuswohnung im Glockenbachviertel. Doch sie fühlt sich in der Welt des berühmten Musikers wie eine Hochstaplerin und misstraut ihm und ihrem Glück. Daniel drängt Sophie zu einem Romanprojekt, durch das sie versucht, seine und ihre eigenen Gefühle zu erforschen.

Getrieben von einem »Gemisch aus Neid und Eifersucht« beginnt sie, seine Vergangenheit zu durchforsten, aus einem vagen, auf Nichtigkeiten basierenden Verdacht wird eine fixe Idee. Die von wattigen Reflexionen über Vertrauen und Liebe (»Vielleicht hatte das alles viel weniger mit der Person zu tun und viel mehr mit einem selbst.«), »Gründungsmythen«, unzuverlässigen Erinnerungen und Narrativen von Paaren durchwobene Beziehungsgeschichte geht über in eine kriminalistische Spurensuche, die auf einen Streifzug durch die Münchner Szenelokale der 80er Jahre führt und in der Sophie auf die zerstückelte Leiche einer jungen Tänzerin stößt.

Wie gut er es versteht, literarisch anspruchsvoll zu unterhalten, hat Georg M. Oswald zuletzt mit »Alle, die du liebst« demonstriert. Auch in seinem neuen Roman »Vorleben«, der in ein thrillerhaftes Finale mündet, entwickelt er geschickt Spannung. Allein, er kann sich nicht entscheiden, was er eigentlich erzählen will. In schlichten Sätzen wird ein anfänglich vielversprechend und raffiniert wirkendes Geflecht aus parallel laufenden und verschachtelten Strängen und Motivketten gesponnen. Dies verliert er jedoch in dem an Klischees reichen München-Roman schließlich ebenso aus den Augen wie die Frage nach den Wurzeln, der Entstehung und Fragilität der Liebe. Rückblickend breitet er die Entwicklungsgeschichten eines Mädchens aus, das gegen das bürgerliche Korsett von Konventionen rebelliert und in der Subkultur »echten, gefährlichen Spaß« sucht, und das eines brav gedrillten Mustersohnes, dessen Ausflüge ins Rotlichtmilieu tödlich enden und dem Drehbuch eines Fernsehkrimis entstammen könnten. Ernsthaft interessieren kann man sich letztlich für keine von Oswalds Figuren, dafür sind sie psychologisch zu flach gezeichnet und zu sehr in gesellschaftlichen Schablonen verhaftet. ||

GEORG M. OSWALD: VORLEBEN
Piper Verlag, 2020 | 224 Seiten | 22 Euro

Anzeige

LESUNG UND GESPRÄCHE IM FEBRUAR 2020

KEVIN KÜHNERT (JUSOS) IM GESPRÄCH MIT
CHARLOTTE HAUNHORST (JETZT):

KLIMA-
GERECHTIGKEIT

12. FEBRUAR 2020, 20 UHR, KAMMER 1

–
JEAN ZIEGLER:

DIE SCHANDE
EUROPAS

27. FEBRUAR 2020, 20 UHR, KAMMER 1

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

KARTEN UNTER
WWW.KAMMERSPIELE.DE
089 / 233 966 00



Rückblicke

»Alternative Literatur« – ein Phänomen der wilden frühen 70er Jahre.

KLAUS HÜBNER

Gegen Ende der 60er Jahre gab es plötzlich eine »alternative Presse« – und eine »alternative Literatur«. Was war das eigentlich? Ein halbes Jahrhundert später versuchen 28 Akteure von damals, sich dieser Frage zu stellen, indem sie sich – subjektiv und möglichst konkret – an die wilden Jahre um und nach 1970 erinnern und ihre sehr unterschiedlichen Lebenswege reflektieren. Manche von ihnen spielen seitdem im literarischen Leben Deutschlands eine Rolle: Frank Göhre etwa, Ralf Thenior, Jürgen Theobaldy, Manfred Bosch, Peter Salomon oder Barbara Maria Kloos, übrigens die einzige Frau in der Sammlung. Sie hat einige Studienjahre in München verbracht. Andere sind enger mit Bayern verbunden.

»Ich entdeckte, welches klangliche und sprachliche Potential im Dialekt steckt«, schreibt der 1944 geborene Fitzgerald Kusz, der seinen Weg zum 1975 entstandenen und 34 Jahre lang am Nürnberger Theater gespielten Erfolgsstück »Schweig, Bub!« skizziert. »Dabei kam mir zugute, was ich vom Pop gelernt hatte: das Zitieren von Sprache in allen Erscheinungsformen. Alltag wird so, in einen anderen Zusammenhang gestellt, zur Kunst«. Manfred Ach, dem in München die »verwöhnten Burschis und Mädis aus den Villengegenden« schrecklich auf die Nerven gingen, studierte meistens im Wirtshaus Atzinger, »wo die ROTZEG (Rote Zelle Germanistik) mit den Forstwissenschaftlern um die Wette soff«. Mit Gedichtbänden wie »Beste Empfehlungen« oder »Percussion« versuchte er um 1970, die Revolte in Sprache umzusetzen und die Trennung von Poesie und Politik aufzuheben. Benno Käsmaier berichtet, wie es zur Gründung der Szene-Zeitschrift »UND« und des bis heute wichtigen Maro-Verlags kam. Dort erschien auch das erste Buch seines Jugendfreundes Tiny Stricker – »Trip Generation« wurde ein Riesenerfolg, weit über die Alternativszene hinaus. »Unruhige Vita 1967ff.« betitelt Stricker seinen eigenen Beitrag, in dem er den Entstehungskontext des Romans erläutert und in dem es programmatisch heißt: »Die Welt veränderte sich rasant und ebenso die Bezugsgrößen«. Der 1950 in Fürth geborene Gerd Scherm stellt – wie viele andere Alternativautoren – besonders heraus, dass das »Ulcus Molle Info«, das Josef Wintjes in Bottrop betrieb, das unverzichtbare »Zentrum des alternativen Literatur-Netzwerks« gewesen ist.

Wer sich für die wilden Jahre der alternativen Literatur in Westdeutschland interessiert, muss diese Anthologie kennen. Die Herausgeber haben einen zweiten Band angekündigt, und man darf gespannt sein, wer sich daran beteiligen wird. Der für die damalige Szene äußerst wichtige Ingolstädter Autor Carl-Ludwig Reichert jedenfalls sollte nicht fehlen. ||

PETER ENGEL, GÜNTHER EMIG (HG.): DIE UNTERGRÜNDIGEN JAHRE. DIE KOLLEKTIVE AUTOBIOGRAPHIE »ALTERNATIVER« AUTOREN AUS DEN 1970ERN UND DANACH. BD. 1 Günther Emigs Literatur-Betrieb, 2020
484 Seiten | 20 Euro



Cola-Weizen und Deutschland-Sombrero

Der Münchner Musiker David Mayonga, alias Roger Reklus, hat ein Buch über seine Jugend und den Alltagsrassismus geschrieben, der ihn immer begleitet.

SOFIA GLASL

David Mayonga ist ein Tausendsassa. Der gebürtige Münchner ist studierter Pädagoge und Kunsthistoriker, als Roger Reklus in der Hip-Hop-Szene unterwegs, Sänger der Crossoverband GWLT und er ist Moderator beim Bayerischen Rundfunk. Im vergangenen September hat er den Deutschen Radiopreis erhalten. Was er macht, macht er richtig.

Nun hat er ein Buch geschrieben. Der Titel verweist auf seine allererste Begegnung mit Rassismus. An seinem allerersten Kindergarten tag rief ihm ein anderes Kind beim Bilden des Stuhlkreises entsetzt entgegen: »Ein Neger darf nicht neben mir sitzen.« Der Spruch saß – das Konzept des Rassismus für Dreijährige in einer Watschen. »All das, was mich zum Menschen macht, all das wird ausgeradiert von dem Wort Neger«, kontert Mayonga heute.

Mayongas Vater ist Nigerianer, weshalb er auch heute noch regelmäßig gefragt wird, woher er denn »wirklich« komme. Alltagsrassismus begleitet ihn seit diesem Tag im Kindergarten. Man möchte meinen, dass es ihm reicht, sich ständig erklären, vorverurteilen lassen und für seine Hautfarbe rechtfertigen zu müssen. Doch nicht obwohl, sondern gerade weil er so viele Erfahrungen mit Rassismus gemacht hat, will Mayonga mit seinem Buch einen Dialog anstoßen.

Seine Kindheit und Jugend in Markt Schwaben sind nur der Ausgangspunkt dieser Überlegungen. Woher kommt Rassismus und was bedeutet das heute für das Zusammenleben in Deutschland? Das Buch funktioniert wie ein Mash-up: aus Begriffsklärungen, Biografischem und Gastbeiträgen von befreundeten Künstlern wie dem Hamburger Rapper Samy Deluxe oder dem in Berlin lebenden Comedian Shahak Shapira. Damit gelingt David Mayonga eine umfassende Perspektivierung, die viele Anknüpfungspunkte anbietet und somit ein sehr breites Publikum abholt. Wer sich mit dem Thema Rassismus noch nicht auseinandergesetzt hat, bekommt die wichtigsten Infos und Daten an die Hand. Wer sich schon eingelesen hat, blättert eben zu den biografischen Notizen oder Gastbeiträgen.

David Mayonga kommt nicht nur aus Markt Schwaben, sondern eben auch aus dem

Hip-Hop und dem Radio, also von der gesprochenen Sprache. Das merkt man seinem Buch an. Nicht nur die Struktur ist eher die eines Albums mit Remixen, Gastauftritten und Loops, auch sein Duktus ist erfrischend. Mayonga sagt selbst, er wollte keine Autobiografie oder einen Ratgeber schreiben, sondern ein Angebot zum Austausch und zum Verstehen machen – und das funktioniert natürlich im direkten Gespräch viel besser als in verklausulierter Schriftsprache. Dazu passt der manchmal umgangssprachliche Ton, man meint den Autor direkt erzählen zu hören. In den biografischen Einwüfen hat er ein immenses Gespür für die Atmosphäre der geschilderten Situationen – ein wichtiges Gegengewicht zu den Begriffsdefinitionen und historischen Einordnungen.

Sein Besuch bei einem Infoabend der Münchner AfD liest sich wie eine Horrorsatire aus Dunkeldeutschland, und man müsste lachen, wäre es nicht einfach nur zum Fürchten. Dieses holzvertäfelte Wirtshaus, in dem die Gerichte 8,80 Euro kosten. Der Deutschland-Sombrero an der Wand. Die Wirtin, die dem einzigen Schwarzen im Raum ungefragt ein Cola-Weizen hinstellt – im Wirtshauslang auch Neger genannt. Die besorgten Bürger im Wollpulli, die es mehr schlecht als recht bekommen, sich bürgerlich zu geben. Das Unbehagen, das in Mayonga aufsteigt und jeden Moment in Panik umschlagen kann – deutlicher kann es nicht werden, aber so deutlich muss man mittlerweile werden, um zu zeigen, dass Rassismus uns alle angeht. ||



DAVID MAYONGA MIT NILS FRENZEL: EIN NEGER DARF NICHT NEBEN MIR SITZEN. EINE DEUTSCHE GESCHICHTE Komplett-Media, 2019 | 280 Seiten
18 Euro

LYRIK

DER NÄCHTLICHE BAUM

In seinen Zweigen ruhen die Toten. Er belaubt ihren Mund, nimmt sie mit über die Winde hinaus. Er lässt sie ruhig atmen.

Von ihm gehen die vier Flüsse aus. Sie sinken vom Himmel, regnen der Nacht ins trockene Herz.

Die wechselnden Früchte, der Tisch, das Tuch, auf dem die Sonne reift.

Der helle Baum.

Christian Saalberg

© Schöfling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main 2019 | mit freundlicher Genehmigung

Christian Saalberg ist der Name für die poetische Existenz eines Menschen, der mit 17 Jahren zur Wehrmacht eingezogen und verwundet wurde, aus dem Lazarett in Danzig und über die Ostsee floh, der 1946 in Kiel Jura studierte, 1953 promovierte und eine Anwalts- und Notariatskanzlei übernahm, 1957 eine Familie gründete und bis 1991 als Jurist tätig war. Der Dichter Saalberg – seinen Namen gab er sich nach dem Ort der Kinderjahre im schlesischen Riesengebirge, im Sommerhaus der Großeltern in Saalberg (heute: Zachelmie) – begann nach dem Krieg leidenschaftlich Bücher zu sammeln, begeisterte sich in den 50er Jahren für Paul Éluard, Andre Breton, den Surrealismus. Er debütierte 1963 mit dem Gedichtband »Die schöne Gärtnerin« bei Glock und Lutz und brachte bis 2006, dem Jahr seines Todes, 23 weitere Gedichtbücher heraus. Aus diesem großen Œuvre haben der Autor Mirko Bonné und die Filmemacherin Viola Rusche einen schönen Auswahlband zusammengestellt. Im Lyrik Kabinett erinnern sie mit Filmaufnahmen, Lesung und Gespräch an Christian Saalberg.

»Komm großer Wind, wehe. / Lege ein Lächeln auf mein Grab.« Oder der Wind bleibt im Schrank oder er sitzt vor dem Spiegel und macht sich schön. Die Sonne fliegt wie ein Geschoss am Fenster vorbei oder sie fliegt ihrem Schatten nach. – Saalbergs Gedichte sind mit sinnlichen Metaphern und mit den Wörtern auf der Suche nach dem Pulsschlag in der Vergänglichkeit; sie sprechen zum Tod, mit dem Tod, über den Tod hinaus. Schon 1968 hieß es im »Saalberger Sommer«, der Tod »geht mit Schattenfingern durch das Laub«. Schatten und Licht wird man anders sehen mit diesen Gedichten, »Schatten, zum Himmel offen: eine neue / unfaßliche Ordnung«. || tb

CHRISTIAN SAALBERG: IN DER DRITTEN MINUTE DER MORGENRÖTE

Ausgewählte Gedichte | Hg. von Mirko Bonné und Viola Rusche | Mit einem Nachwort von Jürgen Bröcan | 392 Seiten | 32 Euro

EIN ABEND FÜR CHRISTIAN SAALBERG MIT VIOLA RUSCHE UND MIRKO BONNÉ

Lyrik Kabinett | Amalienstr. 83a (Rgb.)
26. Februar | 20 Uhr | www.lyrik-kabinett.de

Anzeige

NACHHALTIG
SOZIAL
WERTVOLL
Ökologischer Druck seit 1999

Ulenspiegel Druck

Birkenstraße 3 - 82346 Andechs
Tel.: 08157 / 99 75 9-0 - Fax: 08157 / 99 75 9-22
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de

Die alte Angst vor dem E-Book

Die Zehnerjahre sollten die Dekade des E-Books sein. Tatsächlich stagnierte der E-Book-Markt zuletzt. Dabei sind rund um das digitale Publizieren gleich mehrere Revolutionen im Gange.

MAXIMILIAN SIPPENAUER

Plötzlich haben die Verlage wieder Angst. »Da ist ein Player auf den Markt gerückt, den niemand so auf dem Schirm hatte«, sagt Steffen Meier, Chefredakteur des digital publishing report (dpr) und Jurymitglied des digital publishing awards, der jährlich auf der Leipziger Buchmesse vergeben wird. Dieser Player ist die klassische Bibliothek, bisher kein großer Marktfaktor und die graue Maus auf dem Buchmarkt. Doch nun droht sie zu einem Problem für die Verlage zu werden, und zwar ob des Erfolges einer simplen technischen Konsequenz aus dem E-Book: die Onleihe. Statt sich durch Regale mit alten, abgegriffenen Buchrücken voller Fett- und Kaffeeflecken zu kämpfen, kann man sich seinen Schmöker nun mit einem Klick und digital steril auf den Bildschirm holen. Bequem von zu Hause. Doch droht damit die Spotify-isierung des Buchmarkts? Günstiges Abo, alles lesen? Und das auf den Schultern der Verlage und Autoren?

Es ist die große Konstante in der kurzen Geschichte des E-Books, dass auf jede marginale Entwicklung sofort ein Echo der Empörung folgt. Was musste sich das E-Book nicht schon alles anhören. Von digitaler Vermüllung war die Rede, wenn plötzlich jeder publizieren könne. Die Bücherwand als bildungsbürgerliches Möbel schien nur mehr sepiafarbene Erinnerung. Und als 2007 das erste Kindle erscheint und mit ihm das Versprechen einer digitalen Bibliothek in Brotzeitbrett-Größe, in die sich mehr Bücher laden lassen als ein Mensch in einem Leben lesen kann, scheint der analoge Schinken nur noch Platz in der Zu-verschenken-Kiste im Treppenaufgang zu haben. Doch nachdem der E-Book-Markt in der ersten Hälfte der Zehnerjahre stark wuchs, hat er sich seit 2015 zwischen fünf und sechs Prozent Marktanteil eingepegelt, so der Börsenverein, der quartalsweise Zahlen zu den E-Book-Verkäufen erhebt. Der große Hype ist längst abgeebbt.

Neue E-Book-Leser kommen momentan kaum dazu, wenn gleich von E-Lesern mit mittlerweile neun Titeln pro Jahr im Schnitt drei Bücher mehr als noch 2016 konsumiert werden. Für Steffen Meier liegt das vor allem an der bequemeren Nutzung. Beliebt sei das E-Book bei Menschen mit schlechten Augen oder auf Reisen. Zu den drei, vier dicken Romanen, zwischen denen man sich beim Packen entscheiden muss, hat sich der gewichtarme Reader zu einer beliebten Alternative entwickelt. Doch davon abgesehen: »Die Prophezeiung, dass das E-Book das Taschenbuch kannibalisiere, war damals Unfug und ist es heute.« Das liegt für Meier nicht nur am nostalgischen Vorzug des Blätterns, sondern vor allem am Preis: »Besonders auf dem deutschen Markt kosten E-Books im Schnitt kaum weniger als die Taschenbuchausgabe. Aber das Taschenbuch kann man nach dem Lesen ins Regal stellen oder weiterverschenken.«

Das zweite Versprechen, das den Vormarsch des E-Books begleitete, lautete: Verlege dich selbst! Um die letzte Dekadende waren die Feuilletons voll mit euphorischen Artikeln über eine junge Szene von Indie-Autoren und Autorinnen. Den eigenen Text rough, ohne Lektor, ohne Verlag ungefiltert als E-Book unter die Leute bringen, das roch nach Youtube für den Buchmarkt – und lockte vor allem aus monetärer Sicht. Denn

statt der geringen Verlagstantiemen, die bei etwa zehn Prozent dümpeln, versprach Amazon plötzlich Umsatzbeteiligung von bis zu 80 Prozent. Die Schreiberszene jubilierte, die Verlage verfielen in ein kulturpessimistisches Lamento vom Ende der Qualitätsliteratur. Doch wie ist der Stand heute? Auch hier, so Meier, habe sich der Markt beruhigt. »Die Szene der Selfpublisher ist zum Teil hoch professionalisiert und insgesamt zu einer echten Größe geworden.« Auch weil die finanziellen Vorteile erfolgreicher Autoren nicht von der Hand zu weisen sind. »Aber der Markt wächst auch hier seit Jahren nicht signifikant weiter.«

Die großen Veränderungen hätten sich an den traditionell umsatzschwächeren Bereichen des Buchmarktes vollzogen: vom E-Book profitierten vor allem wissenschaftliche oder Sachbuch-Verlage. »Hier werden zum Teil zwischen 50 und 80 Prozent der Titel digital vertrieben. Manche arbeiten hier mit dezidiertem Online-first-Strategie.« Zum Beispiel, indem sie die Bücher mit digitalen Zusatzinhalten anreichern oder indem sie zum Teil kostenlose Snippets anbieten. Statt einer umfangreichen Monografie zu 1000 Blumenarten, hole man sich eher den günstigen Auszug zu den 100 schönsten Rosen. »Das sind sehr schlaue, digitale Versionen der klassischen Leseprobe.«

Für die Verlage hat sich das E-Book zu einer bequemen Nebeneinnahmequelle entwickelt, die noch einen weiteren wertvollen Obolus birgt: präzise Nutzerdaten. In anderen Bereichen der digitalen Kultur sind diese längst wesentlicher Bestandteil des Schaffensprozesses. Youtuber und Podcaster studieren genau, wo ihre Zielgruppe abschaltet oder spult. Theoretisch lassen sich dieselben Daten auch von Lesern erheben. Werden also mittlerweile nachträglich Titel verändert oder Kapitel optimiert, in denen Leser aussteigen? »Technisch ist das möglich«, so Steffen Meier. »E-Books sind im Wesentlichen abgeschlossene Webseiten. Die Daten sind also messbar. Allerdings ist das bis heute nie in großem Maße passiert.« Das liege vor allem daran, dass die großen Plattformen wie Amazon, die etwa die Kindle-App vertreiben, die Daten für sich behalten.

Allerdings gibt es kleinere Anbieter, wie Jellybooks, die aus dem Prinzip der Nutzerauswertung Dienste entwickelt haben. Hier können Verlage ihre Titel vorab bei einer geschlossenen Nutzer-Community testen lassen, um sie anschließend an das Feedback anzupassen. Diese Methoden befeuern natürlich auch im E-Book-Bereich digitale Dystopien, wie sie etwa von dem Dauer-Buzzword Künstliche Intelligenz ausgeht. Es meint selbstlernende Softwares, die bald nach dem Vorbild unzähliger, rezipierter Datensätze eigene Romane schreiben könnten. Dagegen erscheint das aktuelle Untergangsszenario der Verlage, nämlich öffentliche Bibliotheken, die per Onleihe günstig Literatur anbieten, wie ein Strohfeuer. Aber was wäre auch die E-Book-Szene ohne Hysterie. ||

E-BOOKCAMP MÜNCHEN 2020

WERK1 | Atelierstraße 29 | 8. Februar | 11–17 Uhr
Weitere Informationen unter www.ebookcamp.de

Anzeigen

69^e International Film Festival
Out of Competition

VARDA
PAR
AGNÈS

ab 6. Februar im Theatiner

art4 KERING HBO CNC MoMA

Jetzt in
Sendling-Westpark!
Hinterbärenbadstr. 2 / Pavillon

theater...
UND SO FORT

Ein Theater für die Stadt München

Nur 5 Geh-Minuten von der
U6 Partnachplatz entfernt.

www.undsofort.de

von Ulf Schmidt

SCHULD UND SCHEIN.
Ein Geldstück

Metropol

metropoltheater.com

Schnaps

&

Brot

Rum ist in der kleinsten Hütte

Das Thema polarisiert, keine Frage. Die Rede ist von Schnaps, durchschnittlicher Alkoholanteil: 40 Prozent.

FRANZ ADAM

Über die ruinösen Folgen enthemmten Schnapskonsums bestehen keine Zweifel. Filme wie jüngst Andreas Pichlers »Alkohol – Der globale Rausch« senden ernüchternde Botschaften und lassen an Drastik nichts zu wünschen übrig. »Alkohol ist keine Lösung«, warnte einst Harald Juhnke. »Es fallen mehr durch Schnäps' als durch Pistolen«, wusste schon der Volksmund im 19. Jahrhundert, und er hatte Recht. Um das ewige Trinklied vom Jammer der Erde soll es hier aber ausnahmsweise einmal nicht gehen. Wer nicht darf, nicht soll oder unter 18 ist, liest jetzt bitte nicht weiter.

Denn hier geht es um Lust. Und um Genuss. Den zum Beispiel ein Glas guter Rum zur Zigarre den lustvoll Genießenden beschert. In zunehmend lust- und genussbefreiten Zeiten sei daran erinnert: Vor exakt 100 Jahren begann in den USA die Prohibition. Auch deren Folgen sind bekannt. Die Mafia rieb sich die Hände. »Während man in den 1920ern noch heimlich gegen die Prohibition antrank, unter anderem in sogenannten Flüsterbars, verzichtet man in den 2020ern ganz freiwillig«, meldet das Branchenmagazin »W&V« auf seinen Internetseiten. Freilich heißt es da weiter, dass laut »WHO-Statusreport Alkohol« der Pro-Kopf-Konsum in Deutschland 2016 höher war als im europäischen Vergleich und langsamer sinkt als in den Nachbarstaaten. Immerhin: Der Trend weist nach unten, was prinzipiell keine schlechte Nachricht wäre, ginge damit nicht eine epidemische Freud-, ja Trostlosigkeit, verbunden mit akutem Humorverlust, einher. Dabei bildeten Humor und Alkohol immer eine Schnittmenge, wie nicht nur das verballhornte Schillerzitat der Überschrift zeigt. Wer's politisch mag, darf sich jetzt einen stärkenden Chili-Gersten-schnaps, Marke »Fuck Trump And His Stupid Fucking Wall«, gönnen.

Also noch einmal zurück zum Volksmund: Ein guter Schnaps ist zwar kein Gottesbeweis, aber ein Gottesgeschenk. Man muss ihn, wie viele brandgefährliche Dinge, nur richtig dosieren. Dann braucht man ihn nicht zu mischen oder zu verwässern, denn es gilt die logische Regel: »Alles was überhaupt getrunken werden kann, kann klar getrunken werden.« Auch wenn die Tendenz zu Mixgetränken anhält und der Markt immer unübersichtlicher wird.

Wer den Überblick verliert über das weite Feld der geistigen Getränke, könnte ihn demnächst in München wiedergewinnen. Die Spirituosenmesse »Finest Spirits« zeigt ab 7. Februar im MVG-Museum, was über 120 internationale Aussteller aktuell an Hochprozentigem zu bieten haben. »Ein Miteinander von Klein und Groß«, wie Organisatorin Tanja N. Berthold schwärmt. Das alljährliche »Familientreffen der Branche« (Berthold) dürfte speziell ein Fest für Liebhaber des Single-Malt-Whiskys werden, der diesmal im Fokus steht. Für Liebhaberinnen übrigens auch, liegt doch die Frauenquote laut Berthold bei 40 Prozent der Besucher, praktisch analog zum Alkohol im Schnaps. Barkeeper Richi Link vom »Jaded Monkey« schenkt dem Publikum die angemessenen Drinks ein, und Marco Schum von der »Casa del Habano« tischt in der Zigarrenlounge starken Tobak auf. Prosit, Släinte Mhath und einen guten Smoke also. Und schön darauf achten, wozu den Gast bei der Ankunft auf dem Flughafen von Edinburgh ein Riesenposter mit Whiskyflasche mahnt: Mind your head! ||

FINEST SPIRITS

MVG Museum | Ständlerstr. 20 | 7.–9. Februar | Fr 16–23 Uhr, Sa 14–22 Uhr, So 13–19 Uhr | Tickets: Tageskasse
www.finest-spirits-muenchen.de

Mit Laib und Seele

Bäckermeister Julius Brantner ist ein Glücksfall für Münchner Brotliebhaber. Sofia Glasl hat ihn besucht.

SOFIA GLASL

Noch bevor der kleine Eckladen in Sichtweite ist, kann man ihn schon riechen: Der Duft von frischem Brot zieht die Adalbertstraße im Münchner Univiertel hinunter. Ein wenig überraschend ist das zwischen all den Copyshops und Burgerläden, aber oft wird ja erst klar, wie sehr etwas gefehlt hat, wenn es plötzlich da ist. Julius Brantners Backstube ist ein solcher Fall, denn richtig gutes Brot ist gerade in der Großstadt schwer zu finden. Nach spätestens einem Tag ist die Kruste weich und die Krume trocken.

Julius Brantner ist in der Backstube aufgewachsen und in dritter Generation mit Begeisterung Bäckermeister. »Altes Brot kannte ich einfach nicht, weil ich mir ja jeden Tag frisches mitnehmen konnte.« Seine Freunde beschwerten sich über immer hartes Brot, und er fing an zu testen: »Mit 23 war ich endgültig genervt. Ich wollte das anders machen – gute und ehrliche Qualität.« Da hatte er gerade seinen Meister in Stuttgart gemacht.

Um herauszufinden, wie sein eigenes Geschäft aussehen solle und welche Produkte er anbieten würde, reiste Brantner um die Welt und sah sich Bäckereien an. »Ich glaube, dass man als Handwerker immer den eigenen Horizont erweitern und schauen muss, wie andere das machen.« Sein Weg führte ihn aus dem heimischen Schwarzwald heraus bis nach Australien, Japan und in die USA, aber auch in die Schweiz und nach Österreich. Vor seiner eigenen Geschäftseröffnung leitete er dreieinhalb Jahre die Produktion in einer Wiener Großbäckerei. Jetzt, mit 28, steht er in seiner eigenen kleinen Backstube, die Ende April 2019 in der Maxvorstadt, Ecke Adalbert- und Türkenstraße, eröffnet hat: »Julius Brantner Brothandwerk«. Seine Philosophie: lieber ein kleines Sortiment, aber jedes Produkt etwas Besonderes. Sein Anspruch ist es, gleichbleibende Qualität anzubieten. »Unsere Brote sehen zwar jeden Tag etwas anders aus, weil wir sie nicht maschinell herstellen, aber dafür schmecken sie immer gleich.« Drei Brot- und zwei Semmelsorten bietet er momentan an, ausschließlich mit Biozutaten hergestellt. Mehl von der Drax-Mühle nahe Wasserburg, Gewürze und für das Brot aus 100 Prozent Roggen auch Äpfel, die er selbst fermentiert. »Mich hat das in anderen Bäckereien gestört, dass nach außen gesagt wurde, man arbeite ohne Zusatzstoffe – und ich sollte dann hinten in der Backstube genau die in den Teig mischen.« Transparenz ist ihm wichtig, deshalb hat er die langen Fensterfronten seiner Backstube offen gelassen. Jeder kann dabei zusehen, wie er mit seinen beiden Kollegen jedes Produkt von Hand anfertigt. Vom Ansetzen des Sauerteigs, über das Formen der täglich 200 bis 300 Brote und 150 bis 200 Semmeln, bis hin zum Backen im hauseigenen Ofen. Am Samstag sind es doppelt so viele Semmeln. Die frischen Waren wandern direkt aus dem Bäckerregal in die Papiertüten. Der Laden ist noch kein Jahr alt und läuft.

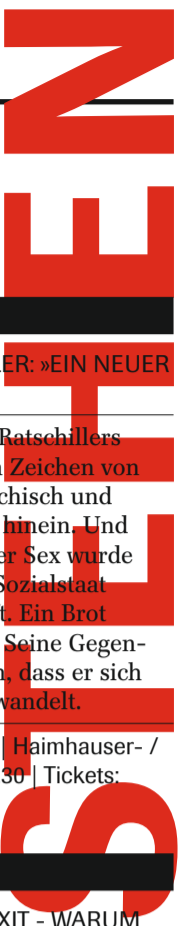
Die nicht ganz so geheime Geheimzutat in seinen Broten: Zeit. Mindestens 24 Stunden gibt er seinem Teig zur Reifung. Das hält das Brot viel länger frisch, auch am dritten Tag ist die Kruste noch knusprig. Obendrein sind diese langsam gereiften Backwaren viel bekömmlicher als Massenware. »Ich konnte mir nicht vorstellen, dass plötzlich so viele Leute eine Weizenunverträglichkeit haben. Das ist das zweitälteste Getreide der Welt«, sagt er. Und siehe da: Während der langen Fermentierung zersetzen sich die unbekömmlichen Stoffe. »Mal schnell nachbacken, wenn das Regal leer ist, geht halt nicht«, lacht er, aber seine Kundschaft dankt es ihm.

Was ihm selbst noch fehlt? Brezen! Dafür müssten zusätzliche Gerätschaften in die kleine Backstube. Irgendwie wird das irgendwann auch noch gehen, aber als Nächstes will er ein oder zwei süße Backwaren anbieten. Für die Unterzuckerten rund um die Uni. ||

JULIUS BRANTNER BACKHANDWERK

Adalbertstr. 25 | Di bis Fr 8–18 Uhr, Sa 8–14 Uhr
www.julius-brantner.de

Zwei Kulturprodukte,
die unendliche Geschichten
erzählen, je länger man sich mit
ihnen beschäftigt.



Mi, 5.2.

THEATER | GARDI HUTTER: »GAIA GAUDI«

Was für ein Glück, dass man irgendwann sterben darf. Es wäre sonst überall viel zu eng. Gardi Hutter alias Hanna hat Übung im Sterben. In bisher acht Stücken war sie am Schluss sieben Mal tot. In »Gaia Gaudi« ist sie es schon von Anfang an. Das Publikum versteht das sofort, Hanna nicht. Was passiert mit der Seele eines Verstorbenen? Hannas Seele flattert so ungetrübt, dass der Körper sie genervt packt und hinüberbugsiert – in das Rumoren der nächsten Generation.

Bürgerhaus Unterschleißheim | Rathausplatz 1, 85716 Unterschleißheim | 20.00
Tickets: www.forum-unterschleissheim.de

Mi, 5.2. bis Sa, 8.2.

KABARETT | MICHAEL ALTINGER: »SCHLAGLICHT«

Wenn Sie den ersten Teil dieser Trilogie, deren zweiter Teil heute Premiere hat, verpasst haben: Egal! Michael Altinger bringt Sie auch so sicher durch den Abend, vor allem, wenn Sie ein Mann sind. Im ersten Teil hat er noch geahnt, im zweiten weiß er Bescheid, im dritten wird er verkündet. Alles wird gut. Der Altinger wird die Welt für Sie sortieren, Sie an der Hand nehmen und sagen, dass Sie richtig sind. Auch wenn alles in Strunzenöd losgeht.

Lustspielhaus | Occamstr. 8 | 20.00, Einlass 18.30
Tickets: www.lustspielhaus.de | www.michael-altinger.de

Mi, 5.2.

THEATER | ELFRIEDE JELINEK: »REIN GOLD – EIN BÜHNECESSAY«

Für ihre Jahrgangsinszenierung haben sich die Absolventen des 3. Studienjahrs Schauspiel der Otto Falckenberg Schule diesmal Elfriede Jelinek vorgenommen. Unter Leitung von Christiane Pohle bearbeiten sie Wagners »Ring«, ausgehend von Jelineks Interpretation. Ein Dialog zwischen Göttervater Wotan und seiner Tochter Brünnhilde wird ins Heute verlängert. Und plötzlich reicht das »Gespräch« über den Nibelungenschatz hin zum Marxschen Kapital, zur Bankenkrise und zum NSU. Die Komplexität dieses Textes und die Sehnsucht nach gesellschaftlicher Veränderung beschäftigen die Beteiligten in ihrer Probenarbeit. Lassen sich Verhältnisse denken, in denen nicht das Geld die Welt und gefährliche Heldenmythen die Köpfe regieren?

Kammerspiele, Kammer 3 | Hildegardstr. 1
20.00 | Tickets: www.muenchner-kammerspiele.de
auch am **6., 18. und 20.2.**, 20.00 und **23.2.**, 19.00

Fr, 7.2.

MUSIK | MUSICA VIVA: »SHIR IV«

Matthias Pintschers »SHIRIM«-Zyklus nach Texten aus dem alttestamentarischen Hohelied Salomos nähert sich seiner Vollendung. Der Bariton Georg Nigl wird als Solist gemeinsam mit Chor und Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks heute den vierten Zyklus-Satz unter Leitung des Komponisten zur Uraufführung bringen. Auf dem Programm steht außerdem die Uraufführung von Nina Senks »Konzert für Orchester«. Die slowenische Komponistin bricht darin die klassische Hierarchie des orchestralen Klangkörpers auf und lässt alle Musiker zu Solisten werden.

Residenz, Herkulesaal | Residenzstr. 1 | 20.00
Tickets: MünchenTicket

Sa, 8.2.

MAX-MANNHEIMER-KULTURTAGE
EXKURSION NACH STEINHÖRING

Im Rahmen der Max-Mannheimer-Kulturtage finden noch bis 15. Februar in Bad Aibling und an diversen anderen Orten zahlreiche Veranstaltungen statt, die auf toleranten Dialog und lebendigen Austausch 75 Jahre nach dem Nationalsozialismus setzen. In Zusammenarbeit mit dem Betreuungszentrum Steinhöring leitet heute die Historikerin Anna Bräsel einen Rundgang, der die Geschichte des Ortes bei Ebersberg in der NS-Zeit beleuchtet: In Steinhöring stand der Prototyp der »Lebensborn«-Heime. Während auf dem Gelände des heutigen Betreuungszentrums linientreue Frauen bei der Geburt ihres Kindes unterstützt und völkisch

gebildet wurden, wurden Menschen mit Behinderung aus den benachbarten Einrichtungen im Rahmen der Aktion »T4«, wie das Euthanasie-Programm auch genannt wurde, ermordet.

13.00-15.00 | Treffpunkt, Information und Anmeldung: <http://max-mannheimer-kulturtage.de>

Sa, 8.2.

TANZ-MUSIK-PERFORMANCE
ORKOLAINEN, BURCHARD, TAKEUCHI

Im Meta-Theater lösen die finnische Tänzerin Anna Orkolainen, der japanische Maler, Choreograf und Butoh-Meister Shusaku Takeuchi, die EMBRYO-Musiker Maasl Maier und Marja Burchard und der Wortkünstler Daniel Grazia die Grenzen zwischen Musik, Tanz und Wort auf und erschaffen aus der Improvisation ein neues Ganzes. Zwei Wochen später präsentieren sie ein rituelles Tanzsolo mit Live-Musik in der Münchner Au: In Theodor Storms Märchen »Die Regentrude« erinnert sich eine alte Frau daran, was ihre Vorfahren bei nicht enden wollender Trockenheit unternahmen. Eine Naturgöttin, die sogenannte Regentrude, musste mit einem Zauberspruch geweckt werden. Anna Orkolainen, Marja Burchard und Shusaku Takeuchi untersuchen, was aus einer offenen Begegnung mit längst vergessenen archaischen Mythen entstehen kann.

Meta Theater | Osteranger 8, 85665 Moosach bei Grafing | 20.00 | Tickets: www.meta-theater.com ||
HochX | Entenbachstr. 37 | **Fr, 21.2. und Sa, 22.2.** | 20.00 | »Schatten vergessener Ahnen«

Do, 13.2.

THEATER | JOSEF PRETTERER: JUBILÄUMS-PROGRAMM

20 Jahre Bühne und 70 Jahre Josef Pretterer: Das ist einen Rückblick wert. Pretterer erzählt pur, ohne in eine Rolle zu schlüpfen, die abenteuerliche Geschichte, wie er zum Figurenspiel kam, von brenzligen Situationen und unerwarteten Begegnungen und wie seine Improvisationsfähigkeit immer wieder auf die Probe gestellt wurde. Er setzt hundertprozentig auf seine Fabulierkunst, auf den Sinn für die Überzeichnung und die Liebe zur menschlichen Schwäche. Ganz großes Kino, total unplugged.

Bürgerhaus Pullach | Heilmannstr. 2, 82049 Pullach | 20.00 | Tickets: www.buergerhaus-pullach.de

Do, 13.2.

FILMKONZERT | RENAUD GARCÍA FONTS: »DIE ABENTEUER DES PRINZEN ACHMED«

Der erste abendfüllende Animationsfilm der Filmgeschichte führt in eine Welt aus Tausendeiner Nacht. Von 1923 bis 1926 entwarf die Filmpionierin Lotte Reiniger fast 250.000 Einzelbilder, von denen etwa 96.000 für den Film verwendet wurden. Sie schnitt Figuren aus schwarzem Karton und verband die einzelnen Glieder mit Draht, um sie für die Aufnahmen zu animieren. Die Bildkompositionen und seine Figuren machen die märchenhafte Geschichte um den Prinz Achmed auch fast 100 Jahre später zu einem Erlebnis. Der vielfach ausgezeichnete französische Kontrabassist Renaud García-Fons hat dazu eine Musik geschrieben, die Reinigers Bilderwelten wie auf den Leib geschnitten ist.

Versicherungskammer Bayern | Warnagauer Str. 30 | 20.00, Einlass 19.30 | Eintritt frei | Restkarten an der Abendkasse | Einführung: Nina Goslar
www.versicherungskammer-kulturstiftung.de

bis Do, 13.2.

AUSSTELLUNG | BEATE PASSOW: »DER LETZTE SCHREI«

Beate Passow, 2017 mit dem Gabriele-Münter-Preis ausgezeichnet, stellt in ihrer aktuellen Ausstellung Stereotype von Weiblichkeit und die Auflösung weiblicher Rollenzuschreibungen zur Diskussion. Zu sehen sind Bilder, die zwischen 2005 und 2017 entstanden sind. In vielen Arbeiten dient das weiblich konnotierte Medium der Stickerei als Bildträger, in Form von Kreditkartenausgaben, als Fahndungsplakat oder auch als Tapiserie. Seit etwa 20 Jahren gilt Passows Interesse zunehmend Frauen, ihren Rollen und den Konventionen, denen sie unterworfen sind.

CAS, Center for Advanced Studies
Seestraße 13 | www.cas.lmu.de

Fr, 14.2.

MUSIK | ARCIS SAXOPHON QUARTETT: »FOLKLORE – MIT TWO WELL«

In der dritten Ausgabe der Konzertreihe des Arcis Saxophon Quartetts balancieren Claus Hierluksch, Ricarda Fuss, Edoardo Zotti und Jure Knez zusammen mit Maria Well (Cello) und Matthias Well (Geige) aus der berühmten Well-Familie (Biermösl-Blosn, Wellküren) auf der Schnittstelle zwischen Kunst- und Volksmusik und erkunden den folkloristischen Schatz der ganzen Welt aus ganz untypischer Perspektive. Let's groove!

Einstein Kultur, Halle 4 | Einsteinstr. 42
19.00 | Tickets: www.einsteinkultur.de

Fr, 14.2.

MUSIK | KLANG VON FREIHAM_LIVE

Horst Konietzny inszeniert mit den Münchner Musikern Ardhi Engl, Udo Schindler und Dine Doneff ein musikalisches Hörerlebnis. Seit Oktober 2018 gibt es die Podcast-Serie »Klang von Freiham«, mit dem das Planungsreferat die Entwicklung des Stadtteils begleitet. Jeder Audio-Clip hat einen besonderen inhaltlichen Schwerpunkt und eine eigene musikalische Signatur. In einem Gesprächskonzert, in dem Musiker, Experten der Stadtplanung und in Freiham engagierte Bürgerinnen und Bürger zusammenkommen, kann man erleben, wie Freiham klingt. Die konzertanten Teile verdeutlichen, warum es in einer Stadt wesentlich gehen sollte: um das lebendige Zusammenspiel von Menschen.

Rathausgalerie | Rathaus, Marienplatz | 19.00
Eintritt frei

Sa, 15.2.

THEATERPERFORMANCE | »OTHELLO REMIX«

Die Choreografin, Regisseurin und Bühnenbildnerin Katja Wachter hat ausgehend von Shakespeares »Othello« mit dem Studiengang Schauspiel einen Abend über Rassismus, dogmatischen Hass, starre Strukturen und die Wirkmächtigkeit von Sprache entwickelt. Wer war dieser Mann? Held, Mörder, Opfer? Immer jedenfalls ein Bild für das Andere, den Fremden. Die Mitwirkenden setzen Othello in Beziehung zu eigenen Begegnungen, Erlebnissen und Beobachtungen und werben diese mit tänzerischen Passagen und zeitgenössischen Texten.

Akademietheater | Prinzregentenplatz 12 | 19.30
Tickets: www.theaterakademie.de | auch am **17./18.2. und 21./22.2.** | Einführung: 19.00

Mi, 15.2.

LESUNG | HERTA MÜLLER: »HERZTIER«

Die Münchner Schauspielerin Franziska Ball und der Sprecher Martin Pfisterer lesen aus dem Roman »Herztier«, den die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller 1994 schrieb. Sie zeichnet das eindringliche Bild eines totalitären, menschenfeindlichen Staates und der elementaren Gefühle seiner Bewohner: allgegenwärtige Angst und verzweifelte Liebe, gefährdete Freundschaft und schwarzer Hass.

La Cantina | Elisabethstr. 51 | 20.00 | Reservierung:
Tel. 089 1273 7135, brmarkus@yahoo.com

bis Sa, 15.2.

11. JÜDISCHE FILMTAGE

Die 11. Jüdischen Filmtage versammeln wieder kinematographische Perlen aus den letzten Jahren: Am 6.2. (19.00) steht der Dokumentarfilm »Die vorletzte Freiheit – Landschaften des Otto Dov Kulka« (Regie: Stefan Auch) auf dem Programm. Kulka hat Theresienstadt und Auschwitz überlebt. Auchs Film zeichnet Kulkas innere Landschaften nach, die immer bei der Frage »Was bedeutet Auschwitz?« stranden. Am 11.2. (20.30) begleitet das Jewish Chamber Orchestra Munich historische Wochenschau-Beiträge aus dem München der Zwischenkriegszeit, Slapstick mit Max Davidson, Stan Laurel und Oliver Hardy, und ein Ernst Lubitsch-Verwirrspiel um echte und falsche Puppen (1919). Am 15.2. (19.30) erzählt »Crescendo #makemusictotwar« von der verbindenden Kraft der Musik (Regie: Dror Zahavi, 2019).

Jüdisches Gemeindezentrum | St.-Jakobs-Platz 18 | www.jkg-m.de

Di, 18.2. und Mi, 19.2.

KABARETT | HOSEA RATSCHILLER: »EIN NEUER MENSCH«

Die Deutschland-Premiere von Ratschillers neuem Programm steht ganz im Zeichen von »Einetheatern«. Das ist Österreichisch und heißt, er steigert sich in Sachen hinein. Und heute war wieder einiges los: Der Sex wurde erfunden und abgeschafft. Der Sozialstaat wurde erfunden und abgeschafft. Ein Brot wurde in einen Igel verwandelt. Seine Gegenwartsdiagnose ist so unerbittlich, dass er sich sogar in einen Grönlandhai verwandelt.

Lach- und Schießgesellschaft | Haimhauser- / Ecke Ursulastr. | 20.00, Einlass 18.30 | Tickets: www.lachundschiess.de

Mi, 19.2.

LESUNG | HELMUT ORTNER: »EXIT - WARUM WIR WENIGER RELIGION BRAUCHEN«

Helmut Ortner, Herausgeber des Sammelbands »Exit«, liest Beiträge von Hamed Hamel Abdel-Samad, Michael Schmidt-Salomon, Phillip Möller, Constanze Kleis, Andreas Altmann und Richard Dawkins. Noch immer üben Religionen starken Einfluss auf die Politik aus, ob als autoritäre Staatsdoktrin oder gesellschaftliches Sinnstiftungsangebot. Welche Rolle soll Religion heute spielen? Keine, sagen die Autoren.

Seidvilla | Nicolaistr. 1 b | 20.00 | Tickets: Abendkasse

Do, 20.2. bis So, 14.6.

AUSSTELLUNG | ROT X STAHL. RUPPRECHT GEIGER UND ALF LECHNER

Das Lechner Museum realisiert zu seinem 20-jährigen Jubiläum eine Doppelausstellung mit Stahlskulpturen und Zeichnungen von Alf Lechner und Gemälden von Rupprecht Geiger. Lechners Formensprache – Quadrat, Kugel, Kreisbogen – tritt in einen Dialog mit der monochrom farbigen Bildgestaltung von Kreis, Quadrat und Rechteck in Geigers Werk. Die Ausstellung beleuchtet den Werdegang der befreundeten Künstler als Leitfiguren der Abstraktion sowie die Bedeutung von Oberflächen und Form als physisches Farb- sowie skulpturales Raumerlebnis und zeigt, wie die beiden von unterschiedlichen Standpunkten aus in eine gemeinsame Richtung der Abstraktion gearbeitet haben.

LECHNER MUSEUM | Esplanade 9, 85049 Ingolstadt | Do-So, 10.00-17.00 | www.lechner-museum.de

bis So, 23.2.

BALLSAISON 2020

Im Februar verwandelt sich das Deutsche Theater in Münchens größtes Ballhaus. In Abendgarderobe, Tracht oder Faschingskostüm wird zur Musik großer Orchester und traditioneller Kapellen geschwoft, bis die Füße brennen. Am 6.2. gibt es ein elegantes Fest im Stil der Wiener Balltradition mit dem Orchester Hugo Strasser und den Münchner Symphonikern. Am 22.2. und am 23.2. steht alles im Zeichen der Musik aus den Swingin' 40s und Rockin' 50s.

Deutsches Theater | Schwanthalerstr. 13 | Tickets: MünchenTicket, www.deutsches-theater.de

Fr, 28.2. und Sa, 29.2.

MUSIKPERFORMANCE | MICRO OPER MÜNCHEN: »PARADIES & PANIK«

»Paradies & Panik« erzählt, wie wir mit immer höherem Tempo durch den Alltag schleudern und uns darüber selbst vergessen. Cornelia Mélian, Ernst Bechert, Gunnar Geise und Anton Kaun erfüllen den Raum mit flirrenden Chansons. Noise trifft auf New Electronica trifft auf experimentelle Stimmentechnik trifft auf alles Übrige. Das Material wird durchgerührt und umgekrempt. Keine Note bleibt auf der anderen. Gespielt wird in einem minimalen Bühnenbild, das vor allem Lichtraum ist.

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 20.00
Tickets: www.schwerereiter.de

